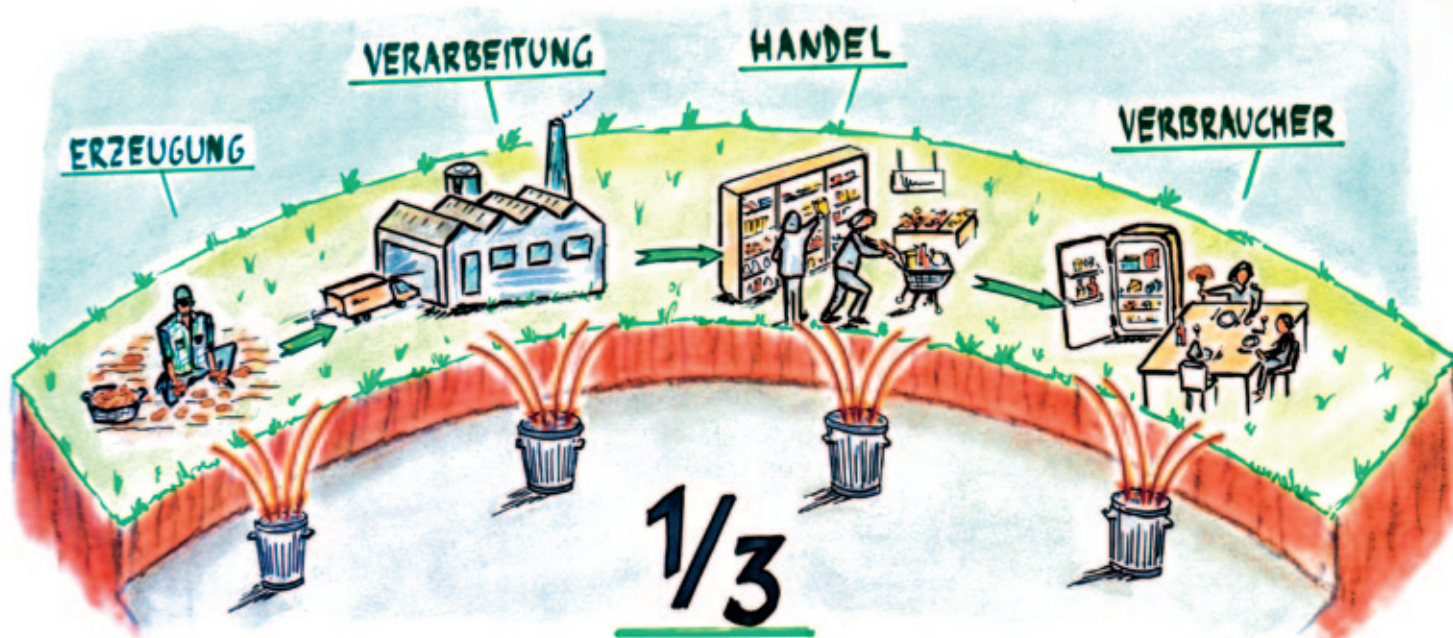


Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



VERSCHWENDUNG SATT HABEN

VERANSTALTUNG ZUM WELTERNÄHRUNGSTAG

n|w FACHHOCHSCHULE NÖRDBWESTSCHWEIZ

12. OKTOBER 2012

MINDGRAPHIC®
Helmut Weber

Der Januskopf des globalen Ernährungssystems.

Wendy Peter. Seite 3

Wider das Wirtschaftswachstum bis zum bitteren Ende.

Sieglinde Lorz. Seite 5

Subsistenzwirtschaft und Geldwirtschaft.

Kaspanaze Simma im Interview. Markus Schär. Seite 7

Griechenlands Reichtum in der Krise. Sabina Tschumi. Seite 10

Paradigmenwechsel Teil 2. Jakob Weiss. Seite 12

Die enthornte Kuh: Opfer der industriellen Logik

in der Landwirtschaft. Markus Schär. Seite 16

Gedanken eines Laien zum NFP 59.

Werner Scheidegger. Seite 18

Wo «gesund» draufsteht, kann auch «Nicht-Bio» drin sein.

Claudia Capaul. Seite 19

Kreuzstrukturen im Landbau. Nikola Patzel. Seite 20

Mit Ernährungssouveränität gegen die kannibalistische

Weltordnung. Thomas Gröbly. Seite 24

Bäuerliches Erfahrungswissen ist wesentlich für die Zukunft!

Markus Lanfranchi. Seite 26



Foto: Maria Jakob

Markus Schär. Seit ein paar Wochen hat mich der Moloch wieder. Der Alpsommer ist längst zu Ende, die Erinnerungen daran verflüchtigen sich im flachländischen Herbstnebel genauso wie der Kuhgeruch in meinen Kleidern und der von Tag zu Tag kleiner werdende Alpkäse, den ich mit heruntergeschleppt habe. Ich erliege allmählich wieder dem unwiderstehlichen Charme der flinken iPhone-FingerakrobatInnen und der stummen GratiszeitungsleserInnen in den Pendlerzügen, darf nach monatelanger Abstinenz endlich wieder völlig selbstbestimmt durch die Konsumrennbahnen laufen und könnte – wenn ich dies denn wollte – in all den schicken Restaurants ungehemmt die vielgepriesene Wahlfreiheit des Konsumenten ausleben und mir die exotischsten Speisen und Getränke einverleiben. **Willkommen im real existierenden Konsumismus!** Klingt das zynisch? Ist aber Tatsache.

Genauso tatsächlich – und dies vergesse ich im grauen Winter hin und wieder – ist aber auch die idealisierte Alpwirtschaft als Gegenentwurf zur «rationalisierten» Landwirtschaft im Flachland bzw. das romantisierte Älplerleben als Antithese zum verkommenen Stadtleben teilweise falsch. Ein Beispiel gefällig? Auf «unserer» Alp wurden enthornte Milchkühe der Rasse *Brown Swiss* gesömmert, die aus einem Freilaufstall mit Melkroboter stammen und durchschnittlich pro Laktation fast 9000 kg Milch geben. Wir mussten die Weidefütterung der Milchkühe ab August mit proteinreichem Kraftfutter ergänzen, damit die Tiere ihren hohen Nährstoffbedarf decken konnten und nicht abmagerten. Es wäre sicherlich auch ohne gegangen, aber den Kühen, die genetisch auf hohe Milchleistungen gezüchtet worden sind, hätten wir damit keinen Gefallen getan. Nun stecken halt auch ein paar Nährstoffe aus Mato Grosso, dem Sojastaat in Brasilien, in unserem Bündner Alpkäse. Des Weiteren gab mir diesen Sommer der hohe Antibiotikaver-

brauch zur Behandlung von Euterentzündungen zu denken. Diese Beispiele verdeutlichen mir: **Oben, auf der Alp, ist nicht per se alles besser als hier unten, denn das «Hier unten» geht nicht selten auch z'Alp.** (Ähnlich verhält sich das ja bei «Bio» und «Konventionell».)

Die vorliegende Ausgabe von k+p versucht den gesellschaftlichen Widersprüchen im Hier und Heute, dem Spannungsfeld zwischen Realität und Ideal, einmal mehr auf den Grund zu gehen. Obwohl heute keine wirtschaftliche Analyse, kein wirtschaftspolitisches Programm mehr ohne die Rede von der «Effizienz» auszukommen scheint, ist unser Ernährungssystem alles andere als «effizient», wie der Bericht von Wendy Peter über das Phänomen *Foodwaste* zeigt. Ein Drittel sämtlicher Lebensmittel geht auf dem Weg vom Feld auf den Teller verloren bzw. wird entsorgt. (Ganz abgesehen von der fossilen Energie, die dieses System verschlingt.) Obwohl die Detailhändler hier eine z.T. sehr unrühmliche Rolle spielen, dürfen wir Konsumierenden uns nicht selbstgefällig in Unschuld wähen. **Viele von uns kaufen so ein, als ob an jedem Tag Weihnacht wäre.** Tonnenweise Lebensmittel, deren Mindesthaltbarkeitsdatum überschritten wurde – die aber vielfach noch geniessbar wären – «wandern» vom Kühlschrank direkt in den Müll.

Solche und andere Missstände werden auch von den AnhängerInnen von *Décroissance*

kritisiert. Die Bewegung der «Wachstumsrücknahme» stellt den Wachstumsimperativ grundsätzlich infrage und plädiert für ein selbstgenügsames Leben in einer entschleunigten Gesellschaft, deren Wirtschaft bedarfs- und umweltgerecht organisiert werden soll. In eine ähnliche Richtung verläuft die Denk- und Handlungsweise des neuen Bioforum-Beirates Kaspanaze Simma. Der Ökobauer und Ex-Politiker aus Österreich gibt uns im Interview Einblicke in sein theoretisch und praktisch fundiertes Verständnis dessen, **was Wirtschaften eigentlich bedeutet – nämlich die Wiederherstellung von Lebenskräften.** Heute jedoch scheint uns das Wirtschaften zusehends der Lebenskräfte zu berauben – gerade auch die der Bauern und Bäuerinnen, wie jene des Bodens, der Pflanzen, Tiere und allgemein der Biodiversität.

Dass das Pendel auch wieder in die andere Richtung schlagen kann, zeigt der Bericht von Sabina Tschumi über die florierende Saatguttauschbörse *Peliti* im krisengeschüttelten Griechenland, wo sich offenbar zunehmend mehr Menschen der Selbstversorgung mit Lebensmitteln zuwenden, nachdem sie von der Geldwirtschaft ihres Erwerbs beraubt worden sind. Ob solche Entwicklungen wohl den geforderten (land)wirtschaftlichen Paradigmenwechsel herbeiführen können, fragt sich und uns Jakob Weiss mit gewohnt kritischem Geist.

Abschliessend möchte ich Sie auf das kommende Mösberg Gespräch aufmerksam machen. Die zweitägige Veranstaltung des Bioforums Schweiz steht unter dem Motto **«Bäuerliches Erfahrungswissen – anknüpfen, austauschen, weitertragen».** Und als Startpunkt in der Umsetzung des Projektes *Farmerswiki* soll auf dem Mösberg mit dem Wissenstransfer von Alt zu Jung begonnen werden. Mehr dazu auf der letzten Seite.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre und hoffe, sie stossen dabei auf den einen oder anderen Gedanken, der ein Wiederkäuen lohnt. ●

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Mösberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Mösberg. Bankleitzahl 630 500 00, BIC-Code SOLADES1 ULM

Der Januskopf des globalen Ernährungssystems

Laut einer Studie der FAO landet weltweit ein Drittel aller Lebensmittel zwischen Acker und Gabel im Abfall. Anlässlich des Welternährungstages 2012 fand an der Fachhochschule Nordwestschweiz die Tagung « $\frac{1}{3}$ Verschwendung satt haben» zum Thema Nahrungsmittelverschwendung statt. Wendy Peter war mit dabei und berichtet über die erfolgte Problemanalyse und deren blinden Fleck: Lebensmittelverschwendung und Welthunger würden oftmals nicht als die zwei Seiten desselben Wirtschaftssystems, geprägt durch «Freihandel» und das *Agro-business*, wahrgenommen.

Wendy Peter. Die Tagung « $\frac{1}{3}$ Verschwendung satt haben» war sehr gut besucht. Auffallend viele junge Leute nahmen an der Veranstaltung teil, sowohl im Publikum als auch als ReferentInnen oder Akteure, die sich gegen die Lebensmittelverschwendung engagieren. Neben Valentin Thurn, der mit seinem Film *Taste the Waste* wesentlich dazu beigetragen hat, das Ausmass der Lebensmittelverschwendung in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, beleuchteten zahlreiche weitere ReferentInnen die verschiedenen Aspekte der Verschwendung. Vertreten waren u. a. ein Bauer, ein Verarbeiter, ein Detailhändler, der Geschäftsführer des Konsumentenforums, ein «Mülltaucher»¹, ein Vertreter des Vereins *foodwaste.ch* sowie ein Vertreter von «Tischlein deck dich». Leider kam die anschliessende Diskussion kaum über die Frage der Minimierung der Verschwendung hinaus. Unser Nahrungssystem als solches wurde nicht hinterfragt. Vielleicht lag es daran, dass auf dem Podium vereinbart wurde, keine Schuldzuweisungen vorzunehmen. Sehr schnell schien in der «Diagnose» Einigkeit zu herrschen: Die hohen Konsumentenansprüche seien das Hauptproblem. **Fast nach jeder zweiten Aussage fiel das Killerargument: «Der Konsument will das».** Aber ohne Verantwortungsübernahme durch die einzelnen Akteure innerhalb der Nahrungsmittelkette kommen wir nicht weiter. Dazu ein Beispiel: Wenn Coop wie im Februar 2012 bei noch vollen Kartoffellagern Frühkartoffeln aus Israel(!) ins Sortiment aufnimmt, so ist die daraus resultierende Verschwendung von einheimischen Lagerkartoffeln auf ihre Geschäftspolitik zurückzuführen. Sie erscheint aber nicht in der Statistik von Coop, weil da nur jene

Ware aufgeführt ist, die Coop selber in den Müll wirft. Um Strategien gegen die Nahrungsmittelverschwendung zu entwickeln, wurde im Verlauf der Tagung mehrfach die Forderung nach Gesprächen am «Runden Tisch», wie sie in England bereits existieren, geäussert.

«Nachholende Entwicklung» und das «Recht auf Wachstumsraten»

Für mich ist die heutige Lebensmittelverschwendung einerseits Ausdruck des fehlenden Bezugs der Menschen zur Landwirtschaft und zu den Lebensmitteln. Andererseits ist diese Verschwendung einem völlig verfehlten Versorgungssystem geschuldet, das uns in den Wohlstandsländern mit billigen Nahrungsmitteln förmlich überschwemmt. Die entscheidende Frage, warum in einer Welt mit genug Nahrung für alle, Millionen von Menschen hungern oder unterernährt sind, wird kaum gestellt. **Viele wollen oder können den systemischen Zusammenhang zwischen unserer Verschwendung und dem Mangel in armen Ländern nicht erkennen. Denn sonst müssten wir das globale Wirtschaftssystem an sich infrage stellen** – ein System, in dem Nahrung wie industrielle Massenware produziert, verarbeitet und gehandelt wird. Die Liberalisierung des weltweiten Agrar- und Nahrungshandels wird immer noch als wichtigste Strategie zur Gewährleistung der Nahrungssicherheit propagiert. Das zugehörige Modell der «nachholenden Entwicklung» basiert auf einem evolutionären, linearen Entwicklungsverständnis und geht davon aus, dass die armen Länder über die Integration in den Weltmarkt die Nahrungssicherheit und den Lebensstil der

reichen Länder erreichen werden. Dieser Lebensstil, und worauf er beruht, wird nicht hinterfragt – die ökologischen, sozialen und kulturellen Kosten, die er verursacht, werden ausgeblendet.² Mich erschreckt und empört es immer wieder, wie wenig die Leute über die Zusammenhänge zwischen «Freihandel», industrieller Landwirtschaft, Nahrungsvernichtung und Hunger wissen oder wissen wollen. Als Vertreterin des FAO-Komitees habe ich im OK der Arbeitsgruppe zur Vorbereitung der Berner Ausstellung anlässlich des Welternährungstages zum Thema «Lebensmittel wegwerfen. Das ist dumm» mitgearbeitet. Die Ausstellung wurde von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) und vom Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) gemeinsam organisiert. Ich plädierte dafür, den Zusammenhang zwischen dem Hunger im Süden und dem Überfluss an Nahrung bei uns zu thematisieren, aber die Vertreter von DEZA und BLW waren dagegen. Ein Zusammenhang sei nicht bewiesen bzw. es gäbe keine wissenschaftlichen Zahlen dazu.

Ein zentrales Problem stellt die Konzentration der Nahrungsmittelindustrie in den Händen einiger weniger Grosskonzerne dar. Diese Konzentration umfasst die ganze Nahrungskette, vom Saatgut bis zum Teller. Erschreckend ist beispielsweise, dass nur zwei Agrokonzerne, Cargill und Archer Daniels Midland, 80 Prozent des Weltgetreidehandels beherrschen.³ Auch unsere Grossverteiler stehen in Konkurrenz zu den immer mächtiger werdenden Supermärkten im Ausland. So streben u. a. Coop und Migros nach Wirtschaftswachstum und kämpfen an vorderster Front für den

¹ «Mülltaucher» sind Personen, die aus Protest gegen die Konsum- und Wegwerfgesellschaft abends die weggeworfenen Lebensmittel aus den Containern der Supermärkte holen und verwerten. «Mülltaucher» bewegen sich in einer juristischen Grauzone, da sie möglicherweise Hausfriedensbruch oder Diebstahl begehen.

² Vgl. dazu Maria Mies (1996): «Frauen, Nahrung und globaler Handel». In: *Diskussionsbeiträge zur Subsistenz Nr. 1*, ITPS Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz e. V.

³ Al Krebs (1999): «The Agribusiness Examiner». No. 19 vom 28. Januar.



Aktion anlässlich der Ausstellung «Lebensmittel wegwerfen. Das ist dumm» am Welternährungstag 2012 in Bern.

Foto: ©BLW

Agrarfreihandel mit der EU. **Ihr Argument, «der Konsument hat ein Recht auf billige Nahrungsmittel», wirkt durch die implizite Anlehnung an das für Millionen Hungern-de bislang nicht eingelöste «Recht auf Nahrung» geradezu zynisch.** Und dies umso mehr, als dass wir in der Schweiz durchschnittlich weniger als acht Prozent unseres Einkommens für Lebensmittel ausgeben.

Nahrungsdiebstahl in Form von «geraubten Ernten»

Die heutige Nahrungsmittelindustrie basiert in weiten Teilen auf der Produktion von einigen wenigen, immer homogeneren Rohstoffen, wie etwa Mais und Soja, die dann in ihre Inhaltsstoffe zerlegt und schliesslich zu neuen Nahrungsmitteln kombiniert werden.⁴ Früher sprach man von *Novel Food*, heute meist von *Designer Food*. **Die Anbauflächen für diese Rohstoffe liegen oft in «Hungerländern», wodurch der einheimischen Bevölkerung weniger Land für die Selbstversorgung zur Verfügung steht.** Entgegen der Behauptung, die industrielle Landwirtschaft und ein völlig liberalisierter Welthandel könnten den Hunger besiegen, nimmt die Zahl der Hungernden parallel zur landwirtschaftlichen Produktionssteigerung und zur Anzahl realisierter Freihandelsabkommen seit Mitte der 1990er Jahre zu. Eindrückliche Beispiele zu den Auswirkungen der globalisierten Landwirtschaft auf ihr

Heimatland Indien finden sich im Buch «Geraubte Ernte» von Vandana Shiva.⁵ Sie berichtet z.B. von der Einführung neuer Hochertragssorten im Getreidebau im Zuge der Grünen Revolution. Diese «Wundersorten» tragen zwar mehr Korn, bringen aber weniger Stroh hervor. Die Pflanzen wurden kleinwüchsig gezüchtet, damit sie einer höheren Kunstdüngerdosis standhalten. Weniger Stroh bedeutet aber weniger Nahrung fürs Vieh und weniger organische Nahrung für die Millionen von Bodenorganismen, die das Ackerland ständig erneuern. Die industrielle Erhöhung der Weizen- und Maiserträge ging auch auf Kosten anderer Nahrungspflanzen, die vorwiegend auf kleinen Höfen angebaut wurden. Bohnen, Gemüse und Obst verschwanden zunehmend von den Höfen – sie spielten im Ertragskalkül keine Rolle mehr. Das Fazit von Vandana Shiva: «Die «Ertragserhöhung» bei industriell angebauten Agrargütern beruht auf dem Nahrungsdiebstahl an der armen Landbevölkerung der Dritten Welt sowie an anderen Spezies. Je mehr Getreide weltweit produziert und vermarktet wird, desto mehr Menschen in der Dritten Welt müssen hungern. **Der Warenreichtum auf den Weltmärkten wächst im selben Mass, wie den Ärmsten und der Natur die Lebensgrundlage entzogen wird.»** Die Expansion globaler Märkte geht zudem überall mit der Zerstörung lokaler Wirtschaftskreisläufe und Kulturen einher.

Weltmarktabhängigkeit bedeutet Krisenanfälligkeit

Das globale Nahrungssystem ist auch äusserst krisenanfällig in Bezug auf Tier- und Pflanzen-seuchen. Obwohl in letzter Zeit vermehrt über die zunehmenden Tierseuchen gesprochen wird, schreibt man diese meist einfach dem Klimawandel zu und verschweigt dabei die viel grössere Gefahr, die vom globalen Handel ausgeht. So «reisen» z. B. chinesische Käfer ganz einfach in unsere Gefilde ein, verpackt und versteckt in Holztransportkisten – ganz ohne Einfluss des Klimawandels. Auch die Tatsachen, dass weltweit nur drei Grosskonzerne mit Hühnerküken und Bruteiern handeln,⁶ welche rund um den Globus verschickt werden, und dass die Hybridhühner wegen der Zucht auf Höchstleistung und der industriellen Massenhaltung deutlich krankheitsanfälliger sind, würden wohl aufschrecken – so man es denn wüsste. Die äusserst fragile globale Nahrungssituation wird zusätzlich massiv verschärft durch die Spekulation mit Nahrungsmitteln. Einmal abgesehen davon, dass Spekulationen mit Nahrungsmitteln ethisch grundsätzlich verwerflich sind – die Befriedigung von Grundbedürfnissen wie die Ernährung sollten nicht der Logik des Profits unterworfen werden –, vergrössert die Nahrungsmittelspekulation der globalen Finanzindustrie das Ausmass des Welthungers. Das undemokratische globalisierte Wirtschaftssystem der transnationalen Konzerne, festgelegt in den WTO-Regelwerken, beschert uns einen immer grösser werdenden Graben zwischen den Reichen und den Armen – nicht nur zwischen den Ländern, sondern auch innerhalb der Gesellschaften. Vor diesem Hintergrund ist auch das Phänomen zu sehen, dass **in der reichen Schweiz vermehrt Institutionen wie «Tischlein deck dich» oder «Schweizer Tafel» nötig sind, um die wachsende Zahl der Bedürftigen zu versorgen – mit vom Detailhandel im Namen der «Bedürfnisse der Konsumenten» aussortierten Nahrungsmitteln.** Hier schliesst sich der Kreis zur Tagung über die Lebensmittelverschwendung. Mein Wunsch und meine Hoffnung richten sich an die vielen jungen, engagierten AkteurInnen, die an der Veranstaltung teilnahmen: Dass sie sich über das Problem der Lebensmittelverschwendung hinaus vertieft mit dieser Thematik befassen und sich dann mit neuen Ideen und Visionen lautstark zu Worte melden! ●

⁴ Vgl. «Ein (land)wirtschaftlicher Paradigmenwechsel tut not». In: *Kultur und Politik* 1/2012.

⁵ Vandana Shiva (2004): *Geraubte Ernte, Biodiversität und Ernährungspolitik*. Rotpunktverlag, Zürich.

⁶ Gemäss Aussage von Prof. Dr. S. Jutzi, ehem. Leiter Tierproduktion bei der FAO, Referat FAO-Komitee, 2006.

Wider das Wirtschaftswachstum bis zum bitteren Ende

Die konsumkritische Bewegung *Décroissance* – zu deutsch: Wachstumsrücknahme – sieht im Wachstumszwang des kapitalistischen Wirtschaftssystems den Grund für die sozialen, ökologischen, ökonomischen und politischen Krisen, mit denen wir uns konfrontiert sehen. Inspiriert durch theoretische Schriften von Ivan Illich, André Gorz und Serge Latouche fordert *Décroissance* eine Rücknahme des Konsum- und Produktionswachstums bzw. eine weitgehende Entökonomisierung des Lebens. Seit 2010 ist auch in Bern eine *Décroissance*-Gruppe aktiv. Eine Vertreterin von *Décroissance* Bern berichtet über das Gedankengut der Bewegung aus ihrer Sicht.

Sieglinde Lorz.¹ Neulich lass ich die Schlagzeile «Roche wächst dank Krebsmittel». Dies beschreibt sehr gut, wie Wirtschaftswachstum heute funktioniert, und wohin es letztendlich führt. Der «Krebs» des Einen ist der Wohlstand des Anderen. Das haben wir mit unserer heutigen Wertegesellschaft erreicht, welche immer und überall nach «mehr» strebt und Wachstum nicht nur propagiert, sondern darauf angewiesen ist. Die Zerstörung wächst genauso exponentiell wie die «florierende» Wirtschaft. **Erst wenn wir begreifen, dass man «den Einen» und «den Anderen» nicht getrennt betrachten kann, sondern dass wir aufgrund der globalen wirtschaftlichen Verflechtungen immer alle betroffen sind, fangen wir vielleicht an respektvoll und gleichwertig miteinander umzugehen.** Abgesehen davon kennt die Natur keine politischen Grenzen. Die CO₂-Werte der Luft oder vergiftetes Wasser respektieren keine staatlichen Grenzen. Irgendwann sind die Metastasen im ganzen Körper der Erde verbreitet und vernichten das Leben darauf.

Unser materieller Wohlstand baut auf billig verfügbaren Ressourcen auf, welche endlich sind und bald aufgebraucht sein werden. Ein paar Jahre mehr oder weniger spielen keine Rolle. Die Wachstumswirtschaft zerstört unsere Lebensgrundlage Boden, sie bringt wüste Landschaften und horrende Müllberge hervor und führt dazu, dass immer mehr Menschen ums Überleben kämpfen müssen, während einige Wenige immer reicher werden.

Das Problem als Lösung?

Einstein soll gesagt haben: «Probleme kann man nicht mit der gleichen Denkweise lösen, wie sie entstanden sind.» Doch heute wollen



Das Containerschiff als Symbol für den globalisierten Warenverkehr. Welche Bedürfnisse werden durch seine Fracht befriedigt?

Foto: mikebaird auf Flickr

Regierungen Schuldenberge abtragen, indem sie noch mehr Schulden darauf stapeln. Fast niemand traut sich, diese Logik infrage zu stellen. Denn parallel dazu werden ja Wachstumsprojekte gestartet, welche die Wirtschaft wieder ankurbeln sollen, was notwendig ist, um die Schulden zu begleichen. Ergänzt wird diese Verschuldungspolitik mit staatlichen Sparprogrammen, welche dafür sorgen, dass es noch mehr Arme gibt. Auf einstigen Feldern wachsen immer mehr Siedlungen, auf immer mehr Strassen fahren noch mehr LKWs, um uns mit vielfach unnützen Konsumgütern noch profitabler abzuspeisen.

Selbst Ökonomen, welche heute dem exponentiellen Wirtschaftswachstum kritisch gegenüberstehen, sprechen immer noch von Wachstum, nun eben von moderatem oder von

qualitativem – aber das Schulden-/Wachstumssystem hinterfragen sie nicht grundsätzlich. **Die ökologisch orientierte Wirtschaft träumt von der Green economy und dem Green new deal, was nichts anderes heisst, als grünes Wirtschaftswachstum, aufgebaut auf falsch verstandener Effizienz. Auch hier wird die Konsumgesellschaft nicht hinterfragt.** Stattdessen wird peinlich darauf geachtet, dass die Menschen ihren materiellen Wohlstand halten können, und dies jetzt sogar mit einem grünen, sauberen Gewissen. Die Politik braucht Wähler.

Dient materieller Wohlstand unserem Wohl?

Nein, er ist unser aller «Krebs». Schauen wir uns doch die heutige Gesellschaft an, wie sie funktioniert. Wir arbeiten heute, meist fünf

¹ Die Autorin ist Unternehmensberaterin und aktiv bei der basisdemokratischen Organisation *Décroissance* Bern.



Unsere Verschleisswirtschaft hinterlässt massenweise Wracks.

Foto: jjb@analog auf Flickr

Tage die Woche, des Geldes wegen und üben dabei gesellschaftlich nicht nur sinnvolle Tätigkeiten aus. Wir werden als Kinder dazu getrimmt, besser als die anderen zu sein und als Jugendliche dazu angehalten, einen Beruf zu erlernen, mit dem man gut Geld verdienen kann, egal, wozu wir uns berufen fühlen. Durch Prüfungen werden wir bewertet und be- oder verurteilt. Der Leistungsdruck ist gross, denn in einer Vergleichswelt, wo nur der Bessere zählt, schläft die Konkurrenz nicht. Wenn wir dann aus den wohlverdienten Ferien zurück sind, müssen wir erzählen, an welchem spektakulären Ort wir waren, damit wir in der Gesellschaft anerkannt oder beneidet werden. Dabei haben wir über unser Smartphone alle E-Mails checken können und sind selbstverständlich, da unabkömmlich, auf dem Laufenden. Wir können nahtlos da weiterfahren, wo wir vor den Ferien aufgehört haben – im selben Stress. Die wachsende *Wellness-* und *Lifestyle-*Welt gibt uns genügend Möglichkeiten, um Ausgleich zu konsumieren. Wenn wir dann dem Herzinfarkt, dem Seeleninfarkt oder einem anderen Zusammenbruch erliegen, hilft das allerdings nicht mehr. Das System frisst seine Kinder auf. Die Anzahl der Opfer der Wachstumsgesellschaft wächst ständig. **Mathematisch betrachtet führen exponentielle Entwicklungen irgendwann zu «Explosionen».** Wollen wir eine solche abwarten oder versuchen geordnet die Wachstumsspirale zu beenden? Haben wir wirklich eine Wahl?

Brauchen statt verbrauchen

Heute ist es das oberste Ziel des Wirtschaftens, ein Produkt oder eine Dienstleistung möglichst gewinnbringend zu verkaufen. Wir orientieren uns dabei nicht mehr daran, was und wieviel davon wir für ein gutes Leben wirklich brauchen. Alles konzentriert sich auf den Verkauf, die lukrative Vernichtung von Überschüssen oder die Abschreibungen auf Kosten der All-

gemeinheit, z. B. durch Exportsubventionen. Wie wäre es, wenn wir uns wieder am Gebrauchswert orientieren würden, langlebige Produkte in wirklich benötigter Menge herstellen täten, die sich möglichst lange reparieren lassen und nach ihrem Ableben im Produktionskreislauf wiederverwertet werden können?

Regionale Kreisläufe

Wir leben in einer globalisierten Wirtschaft mit einer ungeheuren Import- und Exportabhängigkeit. Wenn in der globalisierten Wirtschaft irgendwo «eine Schraube locker ist», leiden wir umgehend darunter. Wieso sind wir nicht mehr in der Lage uns selber zu ernähren? Uns so zu ernähren, dass andere dadurch keinen Hunger leiden müssen, genug sauberes Wasser haben und genauso gut leben können wie wir. **Wieso ist es nicht selbstverständlich, dass regionale, saisonale Produkte vom Bauer nebenan oder vom eigenen Feld unseren Gaumen erfreuen?** Es ist eine Schande, dass stattdessen standardisierte, mit Pestiziden behandelte Hybrid-Hochleistungssorten auf unserem Teller landen, welche zuvor die halbe Welt bereist haben. Vielfalt müsste vermehrt entstehen, und zwar nicht die massenhafte Pseudo-Vielfalt der Gebrauchsgüterindustrie aus Übersee, sondern z. B. durch

die Kreativität des Handwerkers, der sich mit den Bedürfnissen des Einzelnen auseinandersetzt.

Entschleunigung und Suffizienz

Ich will nicht mit Höchstgeschwindigkeit durch mein Leben rasen, überall dabei sein und mir jeden Wunsch sofort erfüllen können. Ich möchte wieder Zeit haben zum Träumen, um meine Nachbarn kennen und schätzen zu lernen oder um zu Fuss meinen Alltag leben zu können. **Es sind die kleinen Dinge des Lebens, die uns täglich erfreuen.** Warum soll ich nicht fünfzehn Jahre denselben Lieblingspullover tragen? Wozu brauche ich unzählige Fernsehprogramme, wenn ich den Kindern beim Spielen zuschauen kann? Ich möchte die Vögel singen hören ohne das lästige Rauschen des Strassenverkehrs. Fertiggerichte vereinfachen mein Leben nicht. Sie können nie die Qualität der Zeit hervorbringen, die ich mir nehme, um einen guten Gemüseeintopf zu kochen, den ich dann an einem grossen Tisch mit anderen zusammen geniessen kann.

Wertewechsel

Geld macht nicht glücklich. Der materielle Wohlstand hat uns in eine isolierende Individualität geführt. Nun versuchen wir die innere Leere mit noch mehr materiellen Dingen vollzustopfen und wundern uns darüber, dass dies nicht funktioniert. Als soziale Wesen brauchen wir eine Gemeinschaft, in der wir uns gegenseitig wertschätzen. Wo sich jeder entsprechend dem eigenen Potenzial entfalten und einbringen kann. Wo uns das Wohl der Mitmenschen genauso am Herzen liegt wie unser eigenes. **Mit dem Bewusstsein, dass wir Menschen ein Teil des Naturkreislaufes sind, werden wir die Arroganz von Besitz und Herrschaft überwinden lernen.** Geben wir uns also allen eine Chance auf ein gutes Leben auf einem gesunden Planeten. ●

Décroissance Bern

Décroissance Bern steht für einen Bewusstseinswandel in Richtung Entschleunigung und Suffizienz. Permanentes Wirtschaftswachstum ist nicht nötig für ein gutes, zufriedenes und respektvolles Leben. Die basisdemokratische Organisation hat kein festes Programm und keine festen Strukturen. Die Wurzeln von *Décroissance* stammen aus Frankreich und ihre wachsenden Triebe sind mittlerweile in vielen Teilen der Welt verbreitet. *Décroissance* Bern gibt es seit März 2010. Die monatlichen Vollversammlungen sind öffentlich, Gäste sind herzlich willkommen. Des Weiteren werden *Cafés Décroissance* organisiert, in denen ReferentInnen zu wachstumskritischen Themen eingeladen werden. Der aktuelle Terminkalender ist auf der Homepage www.décroissance-bern.ch ersichtlich.

Subsistenzwirtschaft und Geldwirtschaft. Kaspanaze Simma im Interview

Der österreichische Subsistenzbauer und Ex-Politiker der Grünen gibt Einblicke in sein Denken über ein Wirtschaften mit den natürlichen Lebenskräften.

Markus Schär für k+p: *Kaspanaze, das Bioforum konnte dich auf Empfehlung von Bernhard Heindl neu für den Beirat unseres Vereins gewinnen. Könntest du dich den LeserInnen von k+p kurz vorstellen?*

Ich bin 58 Jahre alt, lebe und arbeite seit 40 Jahren auf dem elterlichen Anwesen in Andelsbuch im Bregenzerwald. Meine Eltern waren auch Bauern. Ich war eigentlich kein «geborener» Bauer, aber meine Mutter hat immer zu mir gesagt: «So ein schönes Anwesen verlässt man doch nicht.» In den 1970er Jahren begann ich damit, meinen bäuerlichen Weg zu suchen. Seit 1986 bin ich mit Lucia verheiratet. Sie ist eine ambitionierte Gärtnerin und hat diese Seite der Wirtschaft in unser Anwesen gebracht. Bei Bedarf betreut Lucia auch unsere Tiere – hauptsächlich mache ich das jedoch. Weiter führt sie die Hauswirtschaft. Wir haben fünf Kinder, deren drei schon ausserhalb unseres Anwesens tätig sind. Und wir hoffen auch langsam auf eine Hofnachfolge.

Wie muss man sich eure Selbstversorgung vorstellen? Könntest du uns darüber etwas erzählen?

Wir halten fünf Kühe mit Nachzucht. Die Milch der Kühe verwenden wir für die Kälber und für unsere Hauswirtschaft. Der Überschuss kommt in die dörfliche Sennerei. Den Sommer verbringen die Kühe auf einer Gemeinschaftsalpe, auf der Käse und Butter hergestellt werden. Von dort bekommen wir unseren schmackhaften Alpkäse, den wir auch in kleineren Mengen an Bekannte verkaufen oder auch tauschen, z. B. gegen eine Mitfahrgelegenheit im Auto – wir selber haben keines. Weiter halten wir Hennen für die Eier und Pferde für die Zugarbeiten, wobei wir schon auch einen kleinen Traktor haben. Aber ich arbeite sehr gerne mit dem Pferd, mit dem ich z. B. den ganzen Mist und die Jauche ausbringe und auch das Holz aus dem Wald hole. Ungefähr ein Drittel des Heus machen wir auch mit dem Pferd. Eine ganz wichtige Rolle spielt bei uns der Garten, in dem wir unser Gemüse anbauen. Auch das Obst ist Teil unserer Selbstversor-



Der neue Bioforum-Beirat Kaspanaze Simma. Foto: Bella.la auf Wikimedia Commons

gung. Der Apfel ist ja eine ganz wunderbare Frucht. Er lässt sich z. B. zu Saft, zu Apfelmus, zu Most und zuletzt zu Essig verarbeiten.

Mein Verständnis von Selbstversorgung ist auf einer langjährigen Entdeckungsreise entstanden, die Teil der Suche nach meinem bäuerlichen Weg war. Da war einmal die Erfahrung des einfachen, fast archaischen Lebens und Wirtschaftens auf unserer gemeinschaftlichen Melkalpe. Eine junge Studentin hat mich einmal darauf hingewiesen, dass wir mit der Molke ein eigenes Geschirrspülmittel auf der Alpe haben, und dass der Tee vor unserer eigenen Haustüre wachse. Dann war da die Erfahrung des Käsemachens, und dass der Käse in unserem Keller einen ganz wunderbaren Geschmack entwickelte. Auch lernte ich auf der Alpe, dass das Ausbringen des Dungs mit

Pferd und Mistgabel gegenüber der bei uns in den 1950er Jahren eingeführten Nur-Gülle-technologie deutliche Vorteile hat. Ich begann wahrzunehmen, welche unglaubliche ökonomische Kraft und Effizienz den Apfelbäumen innewohnt – jenen, die schon mein Grossvater gesetzt hat und mittlerweile auch jenen, die Lucia und ich anfangs der 1990er Jahre gepflanzt haben. Und dann ist da die Küche, in der Lucia vieles, was in Feld, Stall und Garten gedeiht, zu sehr schmackhaften Lebensmitteln verarbeitet und auf unseren Tisch bringt.

Was bedeutet für dich die Selbstversorgung, und wieso ist für dich Selbstversorgung in einer Gesellschaft des Überflusses überhaupt erstrebenswert?

Mir persönlich vermittelt die Selbstversorgung Freude an der Arbeit. Sie ermöglicht ein Vergnügen, das mit der Erfahrung verbunden ist, dass bei der kommunikativen Begegnung mit der Natur aus der eigenen Tätigkeit vieles heranwächst. Die Selbstversorgung gibt uns auch ein gewisses Ausmass an Freiheit und Zeit. Sie ermöglicht uns oft ein ausgiebiges Frühstück mit gemeinsamem Reflektieren über Dinge, die uns beschäftigen.

Allgemein befasst sich die Selbstversorgerwirtschaft mit den ihr zugänglichen primären Lebenskräften. **Der Begriff der primären Lebenskräfte ist mir sehr wichtig. Damit meine ich die Natur, das Erbe der Vorfahren und die menschliche Fähigkeit etwas zu tun – und anderes zu lassen. Diese Lebenskräfte sind in mir und in meiner Umgebung latent vorhanden.** Um die Bedeutung der Lebenskräfte in der Gesamtwirtschaft zu verdeutlichen, beziehe ich mich gerne auf das Schichtenkuchenmodell der US-amerikanischen Ökonomin Hazel Henderson. Sie versteht Wirtschaft in einem umfassenden Sinn, der über den Geldbereich hinaus geht, und illustrierte dies anhand eines dreischichtigen Kuchens. Die Natur bildet die – gewissermassen auch fundamentale – unterste Kuchenschicht. Die zweite Schicht bilden die ganzen

Nicht-Geldtätigkeiten, die verrichtet werden – wo Menschen quasi für einen direkten Nutzen arbeiten und nicht den Umweg über die Geldwirtschaft nehmen. Und die dritte Schicht ist die Geldwirtschaft. Henderson hat behauptet, dass selbst in hoch industrialisierten Gesellschaften die Menschen zu zwei Dritteln nicht vom Geld leben. Dieses Bild hat mich nicht mehr losgelassen. Ich habe darüber auch meine bäuerliche Ökonomie neu zu sehen gelernt: Mir wurde bewusst, dass ich eine Blickstarre auf die oberste Schicht hatte, auf die Geldschicht. Ich habe gemerkt, dass gerade das bäuerliche Leben sehr stark mit den beiden unteren Schichten verbunden ist. Im Zuge meiner eigenen Erfahrungen bin ich dann zu einem Vierschichtenkuchen gekommen, und dieses Bild ist seither die Grundlage für meine ökonomischen Überlegungen. Die unterste Schicht ist also die Natur. Die zweite Schicht ist das Erbe der Vorfahren – und zwar das materielle sowie das immaterielle. Also das Wissen darum, wie man gewisse Dinge bewerkstelligt, z. B. Arbeitsmethoden. Die dritte Schicht bilden die Nicht-Geldtätigkeiten. Das geht vom Vereinsleben über die Kinderbetreuung bis zur Selbstversorgung mit Lebensmitteln. Und die vierte Schicht ist die Geldwirtschaft. Unser Leben und Wirtschaften spielt sich immer in diesem Vierschichtenkuchen ab.

Mein Selbstversorgungsansatz zielt nun darauf ab, vor allem die drei unteren Schichten dieses Kuchens ins Auge zu fassen, zu pflegen und dort nach Lösungen zu suchen. Die Geldwirtschaft betrachte ich nur als *zusätzliche* Möglichkeit. Primär geht es mir auch darum, die Lebenskräfte und -quellen so zu nutzen, dass sie sich wiederherstellen. **Der Zweck des Wirtschaftens, so wie ich es verstehe, ist die Wiederherstellung. Der Zweck des Essens besteht – abgesehen von der Freude, die es mir bereitet – darin, sicherzustellen, dass meine Kraft sich erneuern kann. Der ökonomische Prozess ist also ein Wiederherstellungsprozess.** Wir erwirtschaften auf Basis der Natur und der Agrikultur – dem Erbe der Vorfahren – und durch unser gärtnerisches Tun z. B. Äpfel und Gemüse. Diese heranwachsenden Lebensmittel bereiten wir selber als Nahrung zu und essen sie. Dieses Essen wiederum leistet einen wesentlichen Beitrag dazu, dass unser Leben erhalten bleibt und unsere Kraft wiederhergestellt wird. Die Natur, bzw. was wir gemeinhin als Natur bezeichnen, zeigt an vielen Beispielen, dass sie durchaus imstande ist, diesen «Lebensprozess-Wirtschaftspro-



Wirtschaften als Wiederherstellung der Lebenskräfte: «Apfelernte» von Pierre Gauchat auf der Rückseite der 50-Schweizerfrankennote aus den 1950er Jahren. Quelle: Wikimedia Commons

zess-Wiederherstellungsprozess» selbst zu organisieren. Wenn es uns gelingt, unsere wirtschaftlichen Aktivitäten so anzulegen, dass alle drei primären Lebenskräfte – Natur, Erbe der Vorfahren, menschliches Tun und Lassen – wiederhergestellt werden, dann lässt sich auch ein gutes Leben auf der Basis der genannten Lebenskraftquellen führen.

In welchem Verhältnis steht die Subsistenzwirtschaft, so wie du sie verstehst, zur Geldwirtschaft?

Schon vor etlichen Tausend Jahren haben unsere Vorfahren «Lebenskraft-Tauschmittel» bzw. Geld in unser Wirtschaften eingeführt. Geld kann man, wie ein Sprichwort sagt, nicht essen. Es ist u. a. ein Mittel, um primäre Lebenskräfte gegenseitig auszutauschen. Oft verkaufen wir unsere Arbeitskraft, um mit dem Geld, das wir dabei verdienen, andere notwendige oder nützlich erscheinende Güter und Dienstleistungen zuzukaufen.

Zwei Aspekte scheinen mir diesbezüglich auffallend. Erstens hat das Geld in unserer ökonomischen Wahrnehmung mittlerweile eine oft sehr dominante Stellung eingenommen und verdrängt die primären Lebenskräfte eher in die zweite Reihe. Zweitens hat das als Tauschmittel geeignete Geld noch einige sehr bedeutsame Nebenwirkungen, die beachtens- und erforschungswürdig wären. **Als Faustregel gilt: Je grösser die Dominanz des Geldes, desto geringer die Selbstversorgung. Und umgekehrt: Je grösser die Selbstversorgung durch subsistenzwirtschaftliches Einbringen der primären Lebenskräfte, desto weniger dominant sind Geld und seine Nebenwirkungen.**

Wie beurteilst du aus deinem Wirtschaftsverständnis heraus den gegenwärtigen Bio-Boom, d.h. die steigende Nachfrage nach Bio-Lebensmitteln und die beträchtlichen Wachstumsraten des Detailhandels im Bio-Bereich? Das ist ja durchaus ambivalent.

Diese Entwicklung ist aufs erste Hinsehen aus biobäuerlicher Sicht natürlich erfreulich. Verwunderlich ist sie nicht, zumal der sogenannte Konsument zu einer Tendenz der steigenden Bedürftigkeit neigt, und der sogenannte Markt eine grosse Meisterschaft zur schnellen Befriedigung von Bedürfnissen in sich trägt. Ob die bäuerliche Wertschöpfung im Rahmen des Bio-Booms wirklich steigt, ist für mich eine wichtige Frage. Der Tauschwert der landwirtschaftlichen Produkte ist seit den 1950er Jahren auf einen Zehntel des damaligen Wertes gesunken. Oder anders gesagt: Für den Gegenwert einer Nettoarbeitsstunde musste eine Bauer damals vier Kilogramm Milch liefern. Heute sind es vierzig Kilogramm geworden. Wenn nun der Erzeugerpreis für Biomilch um 15 Prozent über dem heutigen konventionellen Preis liegt, heisst das, dass anstatt der 40 Kilogramm halt 34 Kilogramm Milch geliefert werden müssen, bei möglicherweise etwas höheren Produktionskosten. Diese Veränderung des Tauschwertes wird nicht reichen. Wenn die Wertschöpfung des Getreidebauern an einer Semmel bei einem Prozent des Ladenverkaufspreises liegt, wie das in unserer Bauernzeitung kürzlich dargelegt wurde, wird das eindeutig nicht für eine gute bäuerliche Zukunft reichen. Der Beitrag der Land- und Forstwirtschaft zum Bruttoinlandprodukt war in den 1950er Jahren in Österreich 15 Prozent, er war 1980 drei Prozent und ist heute bei gut einem

Prozent. **Wenn man sich vorstellt, dass alles, was auf unseren Feldern und Äckern sowie in unseren Wäldern wächst, und was die Leute dort arbeiten, gerade mal ein Prozent des BIP ausmacht, dann sieht man, wie unglaublich gering sich die Wertschöpfung, die in der Natur stattfindet, in unserer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung niederschlägt.** Das korreliert auch ganz mit der Tauschwertverringerung bei den landwirtschaftlichen Preisen.

Du hast als Vertreter der Grünen während zweier Legislaturperioden im Landtag politisiert. Welche Hoffnungen hast du heute bezüglich des Parlamentarismus in Hinblick auf grundlegende gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungen?

Meine politischen Erfahrungen sind jedenfalls mehrdeutig. Ich habe in meinem mittlerweile schon recht langen politischen Engagement – Bürgerinitiativen, über 20 Jahre Gemeindevertretung, zehn Jahre im Landtag – viel Zuspruch von Mitbürgern und Mitbürgerinnen bekommen. Das hat mich persönlich und politisch auch «am Leben erhalten». Andererseits kann ich nicht – und das schmerzt mich schon auch – auf einen grösseren Erfolg bzw. gar auf einen Durchbruch verweisen. Mit den Grünen habe ich mich auseinandergeliebt, und heute fühle ich mich politisch manchmal schon ziemlich einsam. Und trotzdem meine ich: Der parlamentarische politische Diskurs hätte ein grosses Entwicklungspotenzial in sich. Um es stärker zum Tragen zu bringen, schiene es mir bedeutsam, die oft stark strategische und tagespolitische, auch medial orientierte Beschäftigung etwas zurückzunehmen. Stattdessen könnten zumindest manche Parlamentarier mit Forschergeist und intellektueller Leidenschaft in einem kommunikativen politischen Prozess grundlegende, längerfristige Themen bearbeiten, aufbereiten und so einer Umsetzung näher bringen. Aus meiner eigenen Erfahrung bilde ich mir ein zu wissen, dass der parlamentarische Raum eine durchaus gute Gelegenheit bietet, politische Themen langfristig zur Sprache zu bringen und öffentlich voranzubringen.

Welche Themen glaubst du denn, gilt es heute im Sinne einer gesellschaftlichen Zukunftssicherung in den Vordergrund zu rücken?

Viele von uns haben seit Jahren kein gutes Gefühl, wenn wir von Wirtschaftswachstum hören. Das Beispiel, wonach ein Autounfall das BIP steigere – zum Schaden der Betroffe-

nen –, ist wohl den meisten bekannt. Als eine zentrale Spur auf der Suche nach politischen Handlungsansätzen erscheint es mir, das Wesen der sog. wirtschaftlichen Leitideen «Wachstum» und «Beschäftigung» zu ergründen und zu verstehen. **Halten wir uns den Vierschichtenkuchen der Gesamtwirtschaft vor Augen, dann erweist sich Wirtschaftswachstum eigentlich als Geldwirtschaftswachstum. Es geht beim Wirtschaftswachstum in der Tendenz um die Vergrößerung dieses geldwirtschaftlichen Teils.** Ich sehe zwei grundlegende Entwicklungen in Bezug auf die Dynamik, die Geldwirtschaftswachstum im Vierschichtenkuchen bewirkt. Die eine habe ich vorher schon erläutert: Wenn die Geldwirtschaft wächst, dann stellt sich fast gleichzeitig die Tendenz ein, dass die Subsistenzwirtschaft schrumpft. Leistungen, die vorher subsistenzwirtschaftlich erbracht wurden, werden von der Geldwirtschaft übernommen. Dadurch nimmt das geldwirtschaftliche Güter- und Leistungsvolumen zu. Dieses Wachstum der Geldwirtschaft führt zu höherer Arbeits- und Lebensteilung. Interessanterweise lässt sich allerdings beobachten, **dass die Arbeits- und Lebensteilung jenseits einer kritischen Schwelle in Ineffizienz umzuschlagen scheint. Es war vermutlich ein Trugschluss, dass die Maschinen Arbeit sparen würden. Sondern diese Ausdifferenzierung hat neue Kosten und das Wegfallen von Mehrfachnutzen (z.B. Sozialkontakt, Naturerlebnis) mit sich gebracht** – ich denke beispielsweise an die Verkehrskosten, die bei höherer Arbeits- und Lebensteilung sich vermehren. Oder ein Beispiel aus der Landwirtschaft: Wenn ein Bauer die Milch von einer Kuh zum Kalb bringen will, dann hat er drei Möglichkeiten. Die eine ist, er lässt Kuh und Kalb beieinander wohnen, was wenig Technik-, Energie- und Arbeitsaufwand erfordert. Die zweite Variante ist: Er melkt die Kuh – wie in meinem Fall von Hand – und gibt den Kübel dem Kalb hinüber. Das bedeutet ein etwas höherer Arbeitsaufwand. Ein Nebennutzen schaut noch heraus, weil ich einen Teil der Milch für mich abzweigen kann. Die dritte Variante, und das ist die industrielle: Ich melke die Kühe mit der Maschine, kühle die Milch, transportiere die Milch in den Milchhof, dort wird sie getrocknet, abgesackt, ins Lagerhaus transportiert. Ich hole dort das Milchpulver, mache es mit warmem Wasser an und gebe die Milch dem Kalb. Diese dritte Variante, die braucht fürs gleiche Ziel, nämlich Milch von der Kuh zum Kalb zu bringen, ein Vielfaches an Energieaufwand, baulichem

und technischem Aufwand, Organisations- und Kontrollaufwand – und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch ein wesentlich höherer Arbeitsaufwand.

Vor dem Hintergrund dieser Ineffizienz erzeugen wir zwar deutlich mehr neue Güter und Dienstleistungen – das gesellschaftliche Erwerbsarbeits- und Kapitalvolumen nimmt zu. Es verursacht aber gleichzeitig immer höhere Kosten für seine Wiederherstellung. Diese Ineffizienz des hohen Erwerbsarbeits- und Kapitalaufwandes ist der Grund, warum wir die Rohstoffe nicht so bewirtschaften können, dass sie sich wiederherstellen lassen. Ein zentraler Ansatz scheint mir darin zu bestehen, diese strukturelle Ineffizienz zurückzunehmen. **Ich erachte es daher als wesentlich, diesen Vorgang des «Wachstums» und der «Beschäftigung», der in der gängigen Wirtschaftspolitik aller Parteien nach wie vor das erste Gebot ist, kritisch zu hinterfragen.** Dabei müssten wir intellektuell tiefer vorstossen, als uns dies bisher gelungen ist, also die hinter dem Wirtschaftswachstum steckende Dynamik genauer verstehen lernen und auf dieser Basis dann Lösungsansätze suchen.

Und welcher Handlungsansatz wäre für dich speziell im Hinblick auf eine gesellschaftliche und ökonomische Aufwertung der Landwirtschaft zentral?

Ich glaube, dass wir anstreben sollten, den Anteil der Land- und Forstwirtschaft am BIP bis 2020 zu verdoppeln. Das wäre für mich eine interessante agrarpolitische Zielsetzung. Wir haben bisher immer zugeschaut, wie sich dieser Anteil verringert hat. Diese Entwicklung äusserte sich in der Verringerung des Tauschwertes unserer Produkte und ging einher mit Qualitätsverlusten, Umweltproblemen usw. Die zweite Zielsetzung könnte sein, dass wieder mehr Leute landbaulich tätig sein sollen. Ich stellte mir vor, dass eine Forschungsgruppe gebildet werden könnte, die sich mit der Frage befassen würde: «Was wäre zu tun, damit wir diese Verdoppelung des landwirtschaftlichen Anteils am BIP bzw. eine Verdoppelung der landwirtschaftlichen Preise erreichen?» Eine solche Fragestellung könnte zutage bringen, dass sowohl in der Agrar- und Wirtschaftspolitik, als auch in der persönlichen Ökonomie neue und auch überraschende Wege sinnvoll wären.

Kaspanaze, besten Dank für das Gespräch. ●

Griechenlands Reichtum in der Krise

Die internationale Berichterstattung über Griechenland scheint in den letzten Jahren ohne den Begriff der «Krise» kaum mehr auszukommen. Ein Netzwerk griechischer BäuerInnen und GärtnerInnen namens *Peliti* beweist jedoch, dass inmitten einer Wüstenlandschaft aus Schuldenbergen, Rettungspaketen, Massenarbeitslosigkeit und Elend auch Blumen zum Blühen kommen. *Peliti* – ein regionaler Ausdruck für eine nordgriechische Eichenart – ist eine Nichtregierungsorganisation, die sich für die Sammlung, den Anbau und die Verteilung lokaler Pflanzensorten einsetzt und vielen GriechInnen eine Perspektive in der Krise bietet.

Sabina Tschumi.¹ *Pelitis* Anfänge gehen auf die Sammeltätigkeit von Panagiotis Saitounidis zurück. Vor zwanzig Jahren begann Saitounidis in die entlegensten Winkel Griechenlands zu reisen und die ansässige – meist ältere und weibliche – Bevölkerung nach örtlichem Saatgut und lokaltypischen Anbautechniken zu fragen. In rund zehn Jahren eignete er sich ein beachtliches Wissen an und sammelte Saatgut von über 1200 Kulturpflanzensorten. Im Laufe der Zeit wuchs um Saitounidis eine über ganz Griechenland vernetzte Gemeinschaft heran, welche sich mit sehr viel Engagement für die Bewusstseinsbildung rund um landwirtschaftliches Saatgut einsetzt. Ähnlich wie die *Pro Specie Rara* veröffentlicht *Peliti* jedes Jahr eine aktuelle Sortenliste mit entsprechenden SortenbetreuerInnen, über welche jede interessierte Person direkt und kostenlos Samen beziehen kann. Heute gilt *Peliti* als das grösste und bedeutendste Austauschnetzwerk in Griechenland für traditionelles landwirtschaftliches Saatgut. Für seine einzigartige Leistung wurde Panagiotis Saitounidis 2009 von *Biodiversity International* als *Guardian of Diversity in the Mediterranean* ausgezeichnet.

Die Wichtigkeit privater und zivilgesellschaftlicher Initiativen zur Erhaltung der Biodiversität gewinnt nunmehr an Brisanz. Betrachtet man die Artenvielfalt, so ist Griechenland nach Spanien das zweitreichste Land in Europa. In den letzten Jahren wurde jedoch die Unterstützung des griechischen Staats für Biodiversitätserhaltungsprogramme drastisch gekürzt, und die nationale Genbank stand mehrmals kurz vor der Schliessung.

Bewusstseinsarbeit an der Basis

Peliti führt in landesweit elf autonomen Regionalgruppen das ganze Jahr über verschiedenste



Kollateralnutzen der Wirtschaftskrise: Am Panhellenic Festival 2012 tauschten so viele GriechInnen wie noch nie ihr freies Saatgut.

Foto: Sabina Tschumi

Projekte und Aktionen durch. Neben Informationsveranstaltungen, Samenbau- und Setzlingskursen sowie Saatguttauschbörsen liegt ein besonderer Schwerpunkt auf der Zusammenarbeit mit schulischen Institutionen. **Kinder verschiedenen Alters nehmen aktiv an den Prozessen von der Saat bis zur Samenerte teil und geben selbst gewonnenes Saatgut und eigens gezogene Setzlinge an die Bevölkerung weiter.** Der Anklang bei der Öffentlichkeit ist derart positiv, dass die Regionalgruppen den Anfragen vonseiten der Schulen kaum nachzukommen vermögen.

Panhellenic Festival

Pelitis Einzigartigkeit kumuliert im wohl weltweit grössten Saatguttauschfestival der heutigen Zeit. Seit zehn Jahren veranstaltet *Peliti* jährlich ein nationales Saatgutfestival, bei dem BäuerInnen und GärtnerInnen ihr Saatgut untereinander tauschen und anderen interessierten Personen gratis weitergeben. Jeweils eine

Woche nach den orthodoxen Ostertagen pilgern Tausende von GriechenInnen auf ein Gelände der Gemeinde Mesochori in den Bergen Nordost-Griechenlands, um am grossen Tauschtag teilzunehmen. **Bemerkenswert ist insbesondere, dass dieser akkurat durchgeführte Grossanlass prinzipiell ohne Geld und fast ausschliesslich mit freiwilliger Arbeit und nichtmonetären Gaben zustande kommt.** Die Besucher des Festivals dürfen nicht nur gratis Saatgut mit nach Hause nehmen, sondern sich auch kostenlos mit einem reichhaltigen, auf riesigen Feuerstellen gekochten Mittagessen verköstigen. Auch sonst lädt der Tag zum Verweilen ein. Neben Informationsständen und Kurzvorträgen tragen regionale griechische Musik- und Tanzgruppen zu einer anregenden und herzhaften Unterhaltung des Publikums bei. Jean-Pierre Bolognini, ein französischer Gast, kommentierte das Geschehen mit den Worten: «Man spürt hier, dass eine ursprüngliche landwirtschaftli-

¹ Die Autorin hat Geographie studiert (B.Sc.) und macht gegenwärtig die Ausbildung zur Agronomin FH und Landwirtin EFZ.

che Tradition nicht sehr weit entfernt ist und teilweise noch weitergelebt wird.»

In der Krise zurück zur Erde

Mit geschätzten 7000 Personen haben noch nie so viele BesucherInnen am Festival teilgenommen wie dieses Jahr. Ebenso wurden die SortenbetreuerInnen um ein Mehrfaches häufiger um Saatgut und Anbauinformationen angefragt. **Peliti erklärt sich das steigende Interesse damit, dass viele Menschen aus einem direkten Alltagsbedürfnis heraus einen Weg in Richtung Selbstversorgung suchen und so zur Scholle zurückkommen.** Zwei gesellschaftliche Phänomene spielen dabei eine entscheidende Rolle: Das erste Phänomen ist die andauernde Arbeitslosigkeit, welche eine starke Ruralisierung in Gang gesetzt hat. Nach offiziellen Angaben sollen in den letzten zwei Jahren 40 000 Menschen in ländliche Gebiete gezogen sein und sich beruflich der Landwirtschaft zugewendet haben. Sehr deutlich zeigt sich auch, dass die städtische Bevölkerung ganz im Sinne des *Urban Gardening Booms*



Nebst dem Saatgut wurden auch Setzlinge gratis abgegeben.

Foto: Sabina Tschumi

immer mehr eine bewusste und selbstbestimmte Lebensmittelherstellung anstrebt. Als zweites Phänomen kommt das tief eingeebnete Misstrauen vieler GriechInnen gegenüber Politik und Wirtschaft zum Tragen. Viele, vor allem junge Menschen, versuchen, sich alltägliche Dienstleistungen über verschiedenste nichtmonetäre Austauschformen und -netzwerke verfügbar zu machen.

In Anbetracht dieser gesellschaftlichen Entwicklungen leuchtet es ein, dass *Peliti* mit einem freien Zugang zu Saatgut und einem breiten landwirtschaftlichen Know-how die Bedürfnisse der Zeit stärker denn je trifft. Kostas Tsingos, ein griechischer Bauer aus Lefkada, erklärt es mit den Worten: **«Peliti ist eines der sehr wenigen positiven Dinge in der Krise. Es ist wie eine Blume der Hoffnung in einer scheinbar unfruchtbaren Wüste.»** So ist *Peliti* ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie in Zeiten von Not und Knappheit das Bewusstsein um die Wichtigkeit des Saatguts ins Zentrum rückt, und wie der Begriff des Reichtums neue Bedeutungen annimmt. ●

Peliti freut sich über internationale Gäste und interkulturellen Austausch. Weitere Infos sowie das Datum des nächsten *Panhellenic Festivals* sind unter der Internetseite www.peliti.gr zu finden.

Aus Liebe zu Ihrem Pferd!

Pferde strotzen nur so vor Vitalität. Equi-Strath® ist das natürliche Ergänzungsfuttermittel mit plasmolysierter Kräuterhefe für den Einsatz in Sport oder Freizeit. Es fördert ein ausgewogenes Wachstum, erhöht die Abwehrkraft und verbessert die Leistung. Ein bewährtes Rezept aus der Kraft der Natur. www.equi-strath.ch

Equi-Strath®

Aufbaumittel

Paradigmenwechsel Teil 2

Wir haben in der letzten Nummer von k+p festgestellt, dass der Begriff Paradigmenwechsel nicht einfach eine Veränderung oder einen Entwicklungsschritt bedeuten kann, sondern eine fundamentale Umwälzung bezeichnet, die zwei Epochen voneinander scheidet. Nun geht Jakob Weiss der Frage nach, was dahinter stehen könnte, wenn dieses Wort immer häufiger im landwirtschaftlichen Zusammenhang gebraucht wird.

Jakob Weiss. Am Möschberg-Gespräch 2012 sprach Angelika Hilbeck von einem notwendigen landwirtschaftlichen Paradigmenwechsel.¹ Sie meinte damit, dass die industrielle Landwirtschaft unter der Fuchtel internationaler Agrarkonzerne versagt habe und etwas anderes nötig sei, nämlich die Förderung ökologischer, kleinstrukturierter und regional angepasster Landwirtschaften. Als Begründungen zog sie den Klimawandel und den nach wie vor herrschenden Hunger in weiten Teilen der Welt heran. Mit diesen plausiblen, kaum bestrittenen Tatsachen² beginnt allerdings schon der Streit, denn die Vertreter des von Hilbeck kritisierten «Produktivitätsparadigmas» würden sagen, genau dieses Ziel verfolgten sie auch, nämlich die Weltbevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Über die ökologischen Verhältnisse würde die Seite der Konzerne vielleicht weniger reden, dafür über anderes, wovon «unsere Seite» (Freunde des Bioforums und viele andere) weniger weiss. Frau Hilbeck und wir andern würden jedoch insistieren und sagen, dass die Situation mit abhängig machender Gentechnik garantiert nicht besser werde, ganz abgesehen vom viel zu hohen Verbrauch an Energie, Pestiziden und Wasser. Das Setzen auf weitere Ertragssteigerungen sei eine Falle, die am Profit orientierte industrielle Landwirtschaft eine Sack-



Wann und wo endet ein Paradigma und beginnt ein neues? Dieser Holzschnitt von 1888 illustriert sehr schön, wie die Grenze zwischen Möglichkeit und Unmöglichkeit durchbrochen werden kann, um aus dem Bekannten heraus etwas radikal Neues zu entdecken. Original: Camille Flammarion, 1888. Farbe: Hugo Heikenwaelder, 1998. Änderungen: Jürgen Kummer, 2010.

Quelle: Wikimedia Commons.

gasse, das dahinter stehende Marktdenken antiquiert, kurz: Ein neues Paradigma für die Landwirtschaft muss sofort her! Und Angelika Hilbeck nannte es: die «dekarbonisierte Suffizienzgesellschaft». Das heisst weg vom Erdöl, weg vom kurzfristigen Profit, weg vom weltweiten Handel, wo er widersinnig ist, hin zu Nachhaltigkeit, mehr Gerechtigkeit und bäuer-

licher Souveränität. Und wir alle würden mit Hilbeck noch ergänzen: Die Bauern und Bäuerinnen schaffen das natürlich nicht alleine, es braucht eine übergeordnete «gesellschaftliche Transformation».

Nun, die Vertreter der anderen Sichtweise würden dann sagen, das wollen wir alles eigentlich auch, aber wir haben die Gesell-

schaften, die wir haben und eine weltweite Marktvernetzung – eure schönen Vorstellungen sind naive, wenn nicht gar fahrlässige Worte in den Wind der Utopie, die Realität sieht anders aus! – **Damit stecken wir mitten im Kampf um nichts weniger als die sogenannte Realität, und es geht darum, wer die von ihm behauptete Sichtweise und Strategie**

¹ Vgl. Kultur und Politik 1/2012.

² Siehe auch http://www.weltagrabericht.de/downloads/Wege_aus_der_Hungerkrise_2.4MB.pdf

plausibler, das heisst «realistischer» im gerade gängigen Sinn, beschreiben kann. Und in der Folge auch von der Öffentlichkeit gestützte Lösungsvorschläge entwickeln darf. Wir glauben, die Evidenz sei auf unserer Seite (ökologische Schäden, Gewinne auf der Basis von Hunger und Ausbeutung, etc.), die andere Seite hat andere Evidenzen (Welthandel, politische Verhältnisse, Kontrolle, u. a.). Mit Wissenschaft lässt sich der Streit nicht schlichten, sie liefert Munition an alle zahlenden Auftraggeber.

Wie also kommt man aus diesem Patt, das zwar eher einem unversöhnlichen David und Goliath-Verhältnis entspricht, heraus? Gewinnt man den Kampf um die Wirklichkeit, indem man einen Paradigmenwechsel postuliert? Angelika Hilbeck forderte, dass wir dafür unsere mentalen Strukturen verändern und die kapitalistische Logik des ewigen Wirtschaftswachstums ablegen müssen. Und dass wir handeln und uns einmischen sollten, überall. Etwas geknickt sagt man sich da im Stillen, das tun wir doch bereits, ich kann bald nicht mehr, ich reiche dem Goliath ja nicht mal bis ans Knie. – **Ist der so beschworene Paradigmenwechsel in der Landwirtschaft also bloss eine Hoffnung, unser Strohalm, um daran weiter zu schwimmen, oder ist er eine Tatsache?** Haben die kleinen Landwirte schon den Stein in der Schleuder, und gehen die grossen Konzerne bald zu Boden? Bekommt die Menschheit demnächst die weltweit solidarische und nachhaltige Landwirtschaft, die wir unter den eigenen Füßen spüren und vorbehaltlos geniessen möchten?

«Globalisierung»: Ein diffuser Begriff schafft Faktizität

Zweifel sind leider angebracht. Ich glaube, bei den eben umrisse-

nen Streitfronten und Diskussionen geht es nicht um einen Paradigmenwechsel in der Landwirtschaft, sondern um Haltungen gegenüber der sogenannten Globalisierung. Wenn schon, dann wäre die «Globalisierung» das herrschende Paradigma, dessen Ende von Hilbeck mit der «gesellschaftlichen Transformation» (welche im weltweiten Plural zu denken wäre!) gefordert wird. Die Landwirtschaft verkörpert darin kein eigenes Paradigma, sondern ist einfach ein Strang unter vielen in diesem Globalisierungsgeflecht. Ein Strang, den die einen links und die andern rechts wickeln möchten. Vom buchstäblich Tragenden des in der letzten k+p-Nummer angetönten Ur-Paradigmas «Sesshaftigkeit» ist in der Landwirtschaft ausser dem bebaubaren Boden – wo nicht auch dieser erodiert, verseucht oder überbaut ist – nicht mehr viel geblieben. Zwar ist Globalisierung alles andere als ein scharfer Begriff, eher signalisiert der Ausdruck einen vermeintlichen Konsens über disperse Vermutungen.

Doch dieser Konsens ist so wirkungsvoll, die Diffusität des Begriffs so betörend, die heute darin erlebbaren Macht- und Mobilitätsgefühle sind dermassen persönlichergreifend, dass keine Alternative zur Globalisierung mehr gedacht werden kann. «Globalisierung» schafft als blosses Wort Faktizität. Das durch sie Geschaffene alias die Realität wird fortlaufend zum Wünschenswerten und/oder Unausweichlichen umgedeutet. Die globalisierte Sicht hat immer alles schon erklärt, ohne es erklären zu müssen. So, wie die transnationalen Konzerne funktionieren, müssen sie funktionieren. So, wie die politischen Entscheide begründet werden, müssen sie begründet sein. So, wie es Minderheiten geht, muss es ihnen erge-

hen. Da gibt es kein Zurück und kaum ein Aber. Wegen der Globalisierung. Diese Unterwerfung eigener Vorstellungskraft unter scheinbar Zwingendes ist die Folge intellektueller Ohnmacht gegenüber ökonomischen Entwicklungen, seit Margaret Thatchers *There is no alternative* (Tina) bis zu den heutigen Banken, die *too big to fail* sind. Den einen Hoffnung, der andern Tragik. Erst in Zukunft wird sich weisen, ob aus diesem ökonomisch fundierten «Globalparadigma» vielleicht noch ein Weg führt. Nur in der Negation, im Antiglobalismus, wird ein Wandel nicht zu finden sein. Auch «Alternativen» sind zu wenig, das Neue darf, ganz nach Thomas Kuhn³, mit dem Alten nicht vereinbar sein.

«Fortschritt» und seine Schattenseiten

Wie steht es also mit der Landwirtschaft in globalisierten Zeiten? Ich komme nicht darum herum, eigene Untersuchungen ins Spiel zu bringen. Denn vor bald zwanzig Jahren schrieb ich ebenfalls von einem Paradigmenwechsel in der Landwirtschaft. Nicht wegen der damals als Weichenstellung bezeichneten schweizerischen Gesetzesänderung von 1993 (Direktzahlungen für ökologische Leistungen). Sondern weil es schlicht nicht mehr sinnvoll wirkte, in der Schweiz Landwirtschaft zu betreiben, wenn die Nahrungsmittel billiger aus dem nahen oder auch fernen Ausland zu haben sind. Allerdings machen die Konsequenzen dieser Einsicht, die nur die «kapitalistische Logik» weiterdenkt, selbst den Ökonomen Angst. Soweit möchte doch niemand gehen. **Trotzdem haben viele Landwirte ein entsprechendes Denken bereits verinnerlicht und sind in der wandelbaren Montur des «freien Unternehmers» (Ernst Laur hat sie**

erfunden) in die undefinierbar weite Arena des Wettbewerbs losgezogen. Die auftauchende Heimatlosigkeit und die gewaltigen Spannungen zwischen Ökonomie und Ökologie muss dabei jeder selber aushalten, ob ihm das so bewusst ist oder nicht. Die einen entwickeln ihren Berufsstolz, indem sie gegen die ökonomisch dominierten Strukturen arbeiten und natürlichen Prozessen mehr Achtung schenken (aber trotzdem zu ihrem Geld kommen), die andern sind stolz, wenn sie erfolgreich auf der herrschenden Marktmentalität reiten und das Lasso neuester Ausbildung schwingen.

Der Zwang zu einleuchtenden Formeln in der öffentlichen Kommunikation hat mich damals dazu verleitet, den von mir für nötig erachteten Weg aus der ökonomischen Dominanz heraus einen Paradigmenwechsel zu nennen – denn der Schritt schien unermesslich gross. Ich nannte es den Wechsel von der «Fortschrittslandwirtschaft» in die «Bewahrungslandwirtschaft». Mit der Abkehr vom Fortschritt dachte ich weder an etwas Negatives noch an das Zurückdrehen des Rades, auch ethische Fortschritte wollte ich keineswegs verhindern. Vielmehr ging es mir um das vernachlässigte Erkennenwollen der unbeabsichtigten Handlungsfolgen im gesellschaftlichen Entwicklungsprozess. **Wir haben lange Jahrzehnte den Fortschritt überhöht und seine Schattenseiten nicht sehen wollen.** Was dazu führte, dass heutige Politik sich gar nicht mehr «produktiven», also fortschrittlichen Fragen widmen kann, sondern hauptsächlich mit Schadensbehebung und -begrenzung befasst ist. Der Soziologe Ulrich Beck hat dieses Kippen des Fortschritts 1986 in seinem Buch «Risikogesellschaft»⁴ für die westlichen Gesellschaften

³ Thomas S. Kuhn (1969): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Suhrkamp, Frankfurt a.M.

⁴ Ulrich Beck (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Suhrkamp, Frankfurt a.M.

skizziert. Fukushima und die sogenannte Finanzkrise illustrieren heute, wie unter anderem die Schattenseiten des Fortschritts aussehen und wo unsere intellektuelle Energie hinfliesst (insbesondere, wenn man darauf beharrt, Unglücke und negative Ereignisse einfach Pannen zu nennen). In der Schweiz glauben wir zurzeit, mit Zweitwohnungsdiskussionen, Gesetzen über Zuwanderung, Frühenglisch und Steuerabkommen sei die Zukunft zu gestalten.

Wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen gäbe es auch innerhalb der Landwirtschaft unzählige Beispiele zu erwähnen, wo die gut gemeinte und «fortschrittliche» Absicht von einer unerwarteten Folge- oder Nebenwirkung bereits getrübt wurde. DDT, Stickstoff oder der Pflug mögen als unterschiedliche Hinweise genügen. (Wie viele unerkannte «Zeitbomben» schlummern, wissen wir nicht.) Den allzu zielsicheren Fortschrittsglauben hätte gemäss meinen Befunden ein «Bewahrungsdanken» ablösen müssen, um den Landwirten wieder sicheren Boden unter die Füsse zu geben. Das heisst, Betriebe und Bewirtschaftungsformen, die z. B. mehr Kalorien ernten als «säen» (neusprachig: mehr extrahieren als injizieren) und zudem die ganze Welt miteinbeziehen im Sinne des ökologischen Fussabdrucks. Eine Landwirtschaft, die nicht den Boden anderer beanspruchen oder sogar schädigen darf, die ihn zum Leben brauchen. Eine Landwirtschaft auch, mit der sich ihre KultivatorInnen ganz und gar identifizieren können. **Das Ziel ist einfach zu formulieren, aber schwer zu erreichen: nachhaltig werden.** Selbst die Biolandwirtschaft ist es heute nur in seltenen Ausnahmefällen.

Zu diesem von mir damals erhofften Wandel kommt nun Angelika Hilbecks aktuelle Forderung nach



Paradigmenwechsel per Prellbock? Das herbeigewünschte Ende eines Paradigmas bedeutet nicht automatisch, dass tatsächlich etwas radikal Neues beginnt.
Foto: Markus Schär

einem Paradigmenwechsel hinzu, und mit ihr fordert auch Georges Stoffel als praktizierender Bauer einen solchen (in k+p 2/2012), und bestimmt fände man von Stadtgärtnerinnen bis ins Bundesamt für Landwirtschaft noch viele Verfechter einer radikalen Kursänderung. Da jedoch die schweizerische Landwirtschaftsgeschichte von «Umbrüchen» und «Krisen» gekennzeichnet ist, seit es sie gibt, fragt es sich schon, warum denn ausgerechnet jetzt ein Paradigmenwechsel stattfinden sollte.

Die Sprache als Schlüssel zur Realität

Ein Grund für den klaren Bruch mit dem Alten schien mir darin zu liegen, dass es in einer dem Überfluss zustrebenden Welt gar nicht mehr um die Ernährung der Menschen geht. Hunger gehört hierzulande höchstens noch in den Erfahrungsschatz sehr alter Menschen. Heute reden wir über Preise, Ein- und Ausfuhr, ganzjährige Verfügbarkeit, Kalorien und Nährwerte, Ökologie, ländliche Besiedlung und anderes mehr. Doch die Bezeichnung dafür, «Landwirtschaft», ist immer noch die gleiche wie vor hundert oder mehr Jahren. Und deshalb liegt «das Problem» (gemeint sind alle

Probleme, die jemand mit dem Wort Landwirtschaft in Verbindung bringt) nicht in der landwirtschaftlichen Praxis, sondern in der Art und Weise, wie wir darüber reden. Die Sprache ist das Problem. Sie wurde für die Landwirtschaft zuerst verwirrt, dann immer hohltönender und schliesslich unbrauchbar. An diesem Sprach-Punkt müsste folglich das grosse Erkennen neuer Möglichkeiten ansetzen. **Erst mit einer neuen Sprache über die Landwirtschaft käme neues Denken und damit eine neue Wirklichkeit für die landwirtschaftliche Praxis in den Bereich des Möglichen.** Oder anders: Die Relativitätstheorie für die Landwirtschaft würde greifbar.

In der globalisierten Welt dürfte man hingegen nicht mehr von Landwirtschaft sprechen. Bei diesem kleinen Wort «Landwirtschaft» ist stets viel zu viel draufgepackt, es schleppt so viel Ballast mit sich herum, dass im heutigen Diskurs über dieses Lasttier vorne nicht von hinten unterschieden werden kann und Symptome regelmässig für Ursachen gehalten werden. Die Sprachverwirrung macht es auch möglich, dass einflussreiche Köpfe

(darunter Frauen wie Nina Fedoroff, in höchsten Ämtern in den USA, oder ETH-Professorin Nina Buchmann in der Schweiz) neben anderen Redewendungen auch den Ruf nach einem landwirtschaftlichen Paradigmenwechsel übernommen und in das diffuse Globalisierungsparadigma, dessen Verfechterinnen sie sind, integriert haben. Damit wird der Ausdruck «landwirtschaftlicher Paradigmenwechsel» sowieso unbrauchbar für alle. Den Bauern wurde ihre Sprache aber schon viel früher gestohlen von wirtschaftlich erfolgreicheren Existenzmustern. Die Agrarpolitik heute, selbst wenn es eine solche ebenfalls nicht wirklich gibt, spricht *global slang*. Die Regenwürmer, zwar Tiere des Jahres, verstehen ihn nicht und die Landwirte eigentlich auch nicht. In diesem entscheidenden Punkt sind wir alle nach wie vor völlig ratlos: Wie man die eigene Sprache zurückholen und wieder gültig machen könnte. Ohne verständliche Sprache ist man «niemand».

Und doch müssen wir reden! Reden ist, entgegen bäuerlicher Auffassung, auch Arbeit und eine Tat. Wir möchten mit all unseren Worten und Sätzen das, was uns offensichtlich erscheint, in überzeugender Weise darstellen, damit unsere Sichtweise in den Köpfen der anders Sehenden irgendwann Platz nimmt – und die Welt verändert. Wir versuchen, die Unvereinbarkeiten und Widersprüche der von uns wahrgenommenen Realität (ob es nun ein zu überwindendes Paradigma ist, oder etwas Kleineres) wenigstens in unserem persönlichen Erfahrungsbereich für andere erkennbar zu machen, bis unsere Überzeugungen plausibles Gedankengut sind und Konsens finden. Ob wir damit richtig liegen, ob wir damit etwas wirklich Anderes und Neues vertreten, wird im kleinen Rahmen der morgige Tag oder das nächste

Jahr, im Falle eines Paradigmas aber erst die Geschichte beweisen.

Mikro-paradigmatische Schritte anstatt auf den grossen Paradigmenwechsel hoffen

Natürlich soll der schweizerische Boden auch rund ein Menschenleben nach dem letzten Hunger und mit EinwohnerInnen, die durchschnittlich weniger als 10% des Einkommens für die Ernährung aufwenden, Nahrung hergeben. Doch heute rückt ein anderes Potenzial der Landbewirtschaftung in den Vordergrund. Bewahrung einer umfassenden Lebensqualität ist unser zentrales Thema hier, Überleben das beinahe ausschliessliche Thema vieler anderer weit weg, mit denen wir uns in sehr vager Weise verbunden sehen. **Ein eigenständiges Paradigma kann die Landwirtschaft innerhalb solcher Diskrepanzen nicht mehr sein, sie ist Teil grösserer ablaufender Prozesse.** Jedoch, das Bemühen um eine grundlegende Umgestaltung kann für die darin Tätigen ein entscheidender Antrieb bleiben: Selber einen «mikro-paradigmatischen Schritt» im grösseren Ganzen tun.

Dazu hilft vermutlich die Beschränkung auf das Eigene und Überschaubare. Die kleine, aber unbescheidene Möschberg Erklärung⁵ kreist um einen grundlegenden Wandel, den man begreiflicherweise ganz gerne den Paradigmenwechsel in eine postfossile Zeit nennen möchte. Nach dem biologischen Unbehagen, welches industrieller Landwirtschaft schon in den Anfängen nicht traute, muss sich jetzt ein umfassenderes Weltunbehagen in den Brennpunkt neuer landwirtschaftlicher Handlungsorientierung bewegen. In einem Faust'schen Sinn werden wir uns im 21. Jahrhundert der Geister bewusst, die wir im Fortschrittsglauben riefen. Das billige

und bei uns unscheinbar auftretende Erdöl hat auch die Landwirtschaft verleitet, sehr weit in unsicheres Gebiet vorzudringen. Die Erzählung Tolstois über den Bauern Pachom, der sich mit dem gierigen Umschreiten seines künftigen Betriebs übernimmt und bei Sonnenuntergang nur noch einen Quadratmeter Boden für sein Grab braucht, wirkt unerwartet aktuell. **Wie bearbeiten wir unsere Flächen, wenn morgen der Diesel fehlt?** In recht blindem Vertrauen wird nach wie vor gehofft, neue Energiequellen würden es schon richten, dass die Maschinen nicht plötzlich als rostende Mahnmale auf den Feldern stehen. Denn die meisten Bauern sind weit weg von «zu Hause»! Paradigma hin, Paradigma her – jeder und jede schätzt die im Alltag selber beobachteten Zeichen, Symptome oder Tatsachen für sich ein. Doch das Unbehagen nimmt in verschiedener Weise zu, die Zuversicht häufig ab. Niemand ist wirklich froh, wie es läuft; ich vermute, auch die in der Krise reich Gewordenen und die im politischen Schacher Optimismus Versprühenden nicht – und auch die allergrössten Landwirte nicht. Innerhalb dieses grossen gemeinsamen Nenners des Unbehagens sind die Mitglieder des Bioforums und viele andere überzeugt, dass der Boden und seine Bewirtschaftung wieder als eine gut verwurzelte Agrikultur verstanden werden muss. Boden kann nicht länger als «Rohstoff» oder Substrat einem globalisierten Konzept grosser und auch kleiner Konzerne dienen, die aufgrund wirtschaftlicher Opportunitäten vorgeben, das Beste für alle Menschen zu wollen.

Im schweizerischen Rahmen heisst das, dass neben den Landwirten auch die sogenannt vor- und nachgelagerten Betriebe und natürlich auch die Mehrheit der

hier ansässigen Menschen verstehen lernen müssen, dass **Landwirtschaft anders funktioniert als Industrie. Und dass sie in dieser Andersartigkeit nicht nur toleriert werden muss, sondern deswegen besonders zu schätzen ist.** Die in der Möschberg Erklärung angedeutete «ökologische und soziale Intensivierung» ist mit praktischen Beispielen, kleinen persönlichen Beiträgen für einen erhofften Wandel, voranzutreiben. Dabei ist es wichtig, dass die Bauern ihre Betriebe «öffnen», um rasch mit den 97% der übrigen Bevölkerung zusammen diese Landwirtschaft zu entwickeln, die nachhaltig in einem tieferen Sinn genannt werden darf – die Energie spendet, anstatt sie

zu verbrauchen, die gute Arbeitsplätze schafft, anstatt sie wegzurationalisieren. Hier gilt es, eine wahrhaftige Pionierleistung zu vollbringen. Vom Standpunkt des weltantreibenden Erdöls aus wäre es dann vielleicht doch einmal ein «Paradigmenwechsel» gewesen! Oder aus der Zukunft geschaut: Die über Finanzmärkte weltweit verknüpfte, zunehmend industriell betriebene und von entfremdeten Interessen gesteuerte «Landwirtschaft» ist vielleicht bald ein überwundener Paragimeteil, ein verglühender Stern am neoliberalen Himmel, auf den wir staunend zurückblicken – wie auf die flache Erde, an deren Rändern das Schiff von Kolumbus über einen Wasserfall ins Nichts gestürzt wäre. ●

Dahinter stehen 40 Jahre Bio-Süssmost Tradition



Seit 40 Jahren wird in der Mosterei Möhl Bio-Süssmost aus Demeter- und Knospenqualität gepresst. Das Obst stammt vor allem von Hochstamm-Bäumen der Bio-Bauern aus der nächsten Umgebung, deren Höfe und Baumbestand nach den Richtlinien der BIO SUISSE bewirtschaftet werden.

Der frisch gepresste Saft wird unter Kohlensäuredruck eingelagert. Erhältlich in Retourflaschen beim Getränkehändler, in SPAR-Läden oder im Reformhaus.



Mosterei Möhl AG, 9320 Arbon
Telefon 071 447 40 74
www.moehl.ch

⁵ Vgl. http://www.bioforumschweiz.ch/upload/Moeschberg_Erklaerung.pdf

Die enthornte Kuh: Opfer der industriellen Logik in der Landwirtschaft

Am zootechnischen Eingriff des Enthornens kann die Fehlentwicklung unseres Wirtschaftens abgelesen werden, das die Landwirtschaft zunehmend der industriellen Logik unterwirft.

Markus Schär. Dank der medienwirksamen Initiative der Bergbauern Armin Capaul und Daniel Wismer für den «Hornfranken»¹ ist ein Teilchen aus dem Mosaik der real existierenden, zeitgenössischen Nutztierhaltung im öffentlichen Bewusstsein angekommen: Rund 90% der Kühe in der Schweiz tragen keine Hörner mehr. Ihnen wurden – sofern sie nicht genetisch hornlos sind – als Kalb die Hornansätze ausgebrannt oder später die Hörner abgesägt. Unter Narkose, selbstverständlich. Auch auf vielen Biohöfen, ausgenommen solche mit dem Demeter-Label, fehlen den Kühen die Hörner. Dennoch hält sich das Bild der stolz ihre Hörner zur Schau tragenden Milchkuh in Tourismusprospekten, in der Produktwerbung und in der Folklore hartnäckig. Die Diskrepanz zwischen enthornter Realität und behorntem Ideal bietet Anlass, um die Entwicklung und den Stand der Landwirtschaft in der kapitalistischen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft zu reflektieren.

Verletzungsgefahr als Hauptmotiv?

Bereits in der Ära der Anbindeställe, die faktisch (noch) nicht vorbei ist,² hielt vor ca. 30 Jahren die Praxis des Enthornens in der Schweiz Einzug. Begründet wurde die Hornamputation damit, dass behornte Kühe für den Bauern ein Verletzungsrisiko darstellen. Das stimmt. Auch meine Mutter machte, als wir noch behornte Kühe im alten Anbindestall hielten, mehrere schmerzhaft Erfahrungen mit dem Kuhhorn. Dass sie dabei kein Auge verlor, war nicht zuletzt dem Glück geschuldet.

Als mit dem Bau von Freilaufställen begonnen wurde, trat ein weiteres Argument in den Vordergrund: die gegenseitige Verletzungsgefahr unter Kühen, die ihre Hörner als Waffen ein-



Enthornte Kuh im dreimonatigen «Ferienlager» auf der Alp. Zuhause ist sie im Boxenfreilaufstall mit Melkroboter und wird totalmischrationiert gefüttert.

Foto: Markus Schär

setzen. Auch das kann geschehen. Ich habe mit behornten Kühen in Freilaufställen gearbeitet und dabei mehrere durch Hornstösse verletzte Kühe miterlebt. Eine Kuh hatte z. B. von einem Hornstoss eine derart starke innere Blutung in einem Euterviertel, dass ich es nicht schaffte, das Gerinnsel von Hand herauszumelken, sondern es herausziehen musste. Erstaunlich, dass das Ding überhaupt durch den Zitzenkanal hindurch gepasst hat.

Wenn man jedoch auf die Umstände hinter den Einzelfällen schaut, dann erkennt man: Das Gefahrenpotenzial für Mensch und Tier geht nicht einfach von den Hörnern an sich aus, sondern hängt massgeblich von den Platzverhältnissen im Stall, der Ausgestaltung von Liegeplätzen, Futterplätzen und Tränkestellen sowie von der Mensch-Tierbeziehung ab. Das

zeigen die Erfahrungen von Bauern und Bäuerinnen mit in Freilaufställen gehaltenen, behornten Kühen in einer Studie von Claudia Schneider am FiBL.³

«It's the economy, stupid» – Es geht um Wirtschaftlichkeit

Das sich in der Schweiz immer weiter verbreitende Freilaufstallsystem hat für das Tierwohl zwar durchaus positive Aspekte: Rund um die Uhr können die Kühe gemäss ihrem Rhythmus sich bewegen und der sozialen Körperpflege nachgehen. **In einer zunehmend der industriellen Wachstumslogik unterworfenen Milchviehwirtschaft wird dem Tierwohl – die Tierschutzgesetzgebung mal ausser Acht gelassen – jedoch nur insofern Rechnung getragen, als dass dieses der Produktivitätssteigerung zuträglich ist oder der «Rationa-**

¹ Die Initianten fordern einen Direktzahlungsbeitrag von einem Franken pro Tag und behornte Kuh und zwanzig Rappen pro behornte Ziege an die Bauern und Bäuerinnen ab 2014, als Honorierung für tierfreundliche Produktionsformen. Nachdem weder das Bundesamt für Landwirtschaft noch der Bundesrat den «Hornfranken»-Vorschlag in der Botschaft zur AP 2014-17 berücksichtigt haben, wurde anlässlich der Olma 2012 die «Hörnerfranken»-Petition lanciert. Gegenstand der Petition ist die Forderung, dass der «Bund die Unversehrtheit der behornten Kühe und Ziegen in der Schweiz zu fördern» habe. Die Petitionsblätter können unter <http://www.valengiron.ch> heruntergeladen werden.

² In der Schweiz werden immer noch 60% der Milchkühe in einem Anbindestall gehalten.

³ Claudia Schneider (2009): Erfahrungen bei der Haltung horntragender Milchkühe im Laufstall – Probleme und Lösungsansätze in der Praxis. http://orgprints.org/14182/1/Schneider_14182.pdf

lisierung» zumindest nicht zuwiderläuft. Bewegung, frische Luft und Licht haben nachweislich einen positiven Effekt auf Gesundheit und Fruchtbarkeit – also werden sie den Kühen in wirtschaftlich vertretbarem Ausmass zugestanden. Eine *Win-Win*-Situation, wäre man fast geneigt zu sagen.

Die Hörner hingegen haben aus produktivistischer Sicht keine Bedeutung für die Leistungsfähigkeit oder Gesundheit einer Kuh. So muss die Kuh der «Rationalisierung» ihren Tribut zollen und Federn bzw. Hörner lassen: Ihr werden die Hörner amputiert, weil enthornte Kühe im Laufstall weniger Platz und weniger Betreuung brauchen. Beides wirkt sich letztlich auf die Produktionskosten aus, da nicht nur der Platzbedarf (gemessen in Kosten pro Kuhplatz) eine Kostenfrage ist, sondern nun auch Zeit – «Zeit ist Geld». Durch das Enthornen wird ein Kuhplatz billiger, und pro Kuh sinkt der Zeitaufwand für die alltäglichen Arbeitsabläufe. Salopp gesagt: Die Bauern geben den skandalös tiefen Erlös für die Milch an ihre Milchkühe weiter. Es wird auf Kosten der Kuh gespart.

Funktionen des Hornes für die Kuh

In diesem «rationellen» Nützlichkeitsdenken werden die Kuehörner als unnützlich Material angesehen, das wie ein Fingernagel einfach weggeknipst werden kann. Fakt aber ist, und das weiss jeder Bauer, jede Bäuerin: **Das Horn ist stark durchblutet, mit Nervenfasern durchzogen und hat einen Hornzapfen, dessen Hohlraum mit Stirn- und Nasenhöhle verbunden ist und worin Verdauungsgase zirkulieren.** In der biodynamischen Lehre wird davon ausgegangen, dass die Hörner von Wiederkäuern eine Stoffwechselfunktion erfüllen – eine Theorie, die u. a. durch bildschaffende Methoden der Blut- und Milchkristallstrukturanalyse von behornen und enthornten Kühen gestützt wird.⁴ Bezüglich der Rangordnung fungieren Hörner als wichtiges Kommunikationsmittel für die Kuh. Sie werden z. B. für Drohgebärden eingesetzt und sind ein Organ zur Bildung des sozialen Raumes der Kuh. Bei einem Rankampf benutzen Kühe ihre Hörner, um sich zu verkeilen; bei der sozialen Körperpflege dient das Horn einer Freundin der Kuh als Kratzinstrument – manchmal gar zum Ausreiben des Auges.⁵ Dies

alles macht deutlich: Durch die Hornamputation wird nicht nur in die Physiologie der Kühe eingegriffen; enthornte Kühe werden auch in ihrem Sozialverhalten stark beeinträchtigt.

Die Grundproblematik der Landwirtschaft im Kapitalismus

Das Enthornen von Kühen bringt exemplarisch die Grundproblematik der Landwirtschaft in einem auf Profit und Kapitalakkumulation basierenden Wirtschaftssystem zum Ausdruck. **Über den Integrationsprozess in die kapitalistische Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft wird die Arbeit der Bauern und Bäuerinnen mit den Tieren, dem Boden und der lebendigen Natur zunehmend einer industriellen Verwertungslogik unterworfen.** Dieser Prozess äussert sich u. a. im systemisch bedingten «Zwang», die Nutztiere – ihre Physiologie, ihre Haltung und vor allem ihre leistungsbezogenen Eigenschaften – dem geldwirtschaftlichen Wachstumsimperativ zu unterwerfen. In der Schweiz geht diese Entwicklung zwar mit dem Korrektiv eines vergleichsweise strengen Tierschutzgesetzes einher. Der Konflikt zwischen Leben erhalten und Leben ausbeuten wird dadurch zwar nicht ins äusserste Extrem getrieben, die Grundproblematik der «landwirtschaftlichen Treitmühle»⁶ und der damit einhergehenden Zerstörung der Lebensgrundlage allerdings nicht gelöst.

Dies gesagt, versteht es sich von selbst, dass die Enthornung nur *eine* unter vielen Techniken ist, um «rationeller» immer mehr aus den Nutztieren herauszuholen. Andere Stichworte, an denen dieselbe Entwicklung abgelesen wer-

den kann, sind Züchtung auf Hochleistung, Embryotransfer, Brunstsynchronisation, Kraftfutter oder der in der Schweiz verbotene, aber z. B. in den USA erlaubte Einsatz von Hormonen zur Leistungssteigerung (z. B. Somatotropin). Der Ackerbau wiederum böte massenweise Anschauungsunterricht für den Raubbau am Boden im Zuge der «Rationalisierung» der Landwirtschaft.

Wie finden wir aus dieser Sackgasse wieder heraus? Ein Ansatz besteht darin, über Bewusstseinsbildung auf die Grundproblematik einer zunehmend industriellen Landwirtschaft aufmerksam zu machen – eben z. B. mit der Enthornungsdiskussion. Das alleine reicht jedoch nicht, denn der einzelne Bauer, die einzelne Bäuerin kann sich den ökonomischen Rahmenbedingungen, die durch die Marktordnung vorgegeben werden, nur bedingt entziehen. **Die Produktion, der Handel und der Konsum müssen also dahin gehend verändert werden, dass die Befriedigung der menschlichen Grundbedürfnisse unter Achtung der Gesetze der Natur im Zentrum des (Land)Wirtschaftens steht, und nicht der Profit.** Das heisst u. a., dass kostendeckende Produzentenpreise garantiert sein müssen, die es den Bauern und Bäuerinnen erlauben, den Boden mit Sorgfalt zu bewirtschaften und die Nutztiere artgerecht zu halten. Die Petition, die Armin Capaul mit der IG Hornkuh (unterstützende Organisationen) lanciert, nämlich über den «Hornfranken» einen finanziellen Anreiz für die Haltung behornter Kühe und Ziegen zu schaffen, ist ein Anfang, der in die richtige Richtung weist. ●

2. Hornfest der IG Hornkuh

Auf dem Demeter-Hof von **Kathy und Beat Hänni** in Kirchlindach bei Bern fand Ende Oktober das 2. Schweizer Hornfest statt. Etwa 80 HornfreundInnen trotzten Kälte und Schnee und liessen sich von **Martin Ott** durch das Programm führen. Es gab musikalische Darbietungen des Duos «**Wilhelm Toll**», der Kulturanthropologe **Kurt Derungs** referierte über die Kulturgeschichte des Horns, die Leisundlautmalerin **Christine Kradolfer** erzählte eine Horngeschichte, der Bergbauer **Armin Capaul** berichtete von der politischen Front im Kampf um den «Hörnerfranken» und schliesslich wurden die Gewinnerinnen des Fotowettbewerbs verkündet und geehrt. In der Kategorie «Hornkuh» gewann **Fränzi von Franz Zuppiger**, in der Kategorie «Hornziege» **Cyrah von Martina Fraefel**. Das stattliche Preisgeld von 4000 bzw. 2000 Franken dürfe aber dann nicht für den Kauf von Kraftfutter verwendet werden, scherzte Martin Ott.

⁴ Für Anschauungsmaterial siehe http://www.zalp.ch/aktuell/suppen/suppe_2003_05/su_ho.html

⁵ Der Demeter-Bauer **Martin Ott** hat in seinem Buch «*Kühe verstehen. Eine neue Partnerschaft beginnt*» (2012, Faro Verlag, Lenzburg) ausführlich über diese Aspekte berichtet.

⁶ Siehe z. B. **Mathias Binswanger** (2009): *Globalisierung und Landwirtschaft – Mehr Wohlstand durch weniger Freihandel*. Picus Verlag, Wien.

Gedanken eines Laien zum NFP 59

Der Schlussbericht zum NFP «Nutzen und Risiken der Freisetzung gentechnisch veränderter Pflanzen» wurde von den Medien kaum kritisch kommentiert. Der ehemalige Biobauer Werner Scheidegger stellt aus der Perspektive eines Laien kritische Fragen zum Bericht.

Werner Scheidegger. NFP 59 steht für Nationalfondsprojekt «Nutzen und Risiken der Freisetzung gentechnisch veränderter Pflanzen». Im Dezember 2005 beauftragte der Bundesrat den Schweizerischen Nationalfonds mit diesem Projekt, um die diesbezüglichen ökologischen, sozialen, ökonomischen, rechtlichen und politischen Verhältnisse in der Schweiz zu untersuchen. Er stellte dafür 12 Millionen Franken zur Verfügung. Dieser Betrag wurde später noch um 3 Millionen aufgestockt, weil «Vandalen» 2008 Teile des Versuchsgeländes beschädigt hatten. Im August 2012 wurde der Schlussbericht vorgelegt. Dieser hat, wie erwartet, die seit Langem bestehenden gegensätzlichen Meinungen bestätigt. Die Forscher haben keine Risiken für Umwelt und Gesundheit gefunden und sehen in der Gentechnik ein noch unausgeschöpftes Potenzial für die Landwirtschaft. Die Umweltverbände und viele kritische Bürger lassen sich durch die Ergebnisse nicht von ihrer ablehnenden Haltung abbringen. Wie soll sich da der Laie ein einigermaßen objektives Urteil bilden können? Er kann es nicht. Er kann aber Fragen stellen. Solche Fragen habe auch ich als alter Praktiker des Biolandbaus. Und weil ich nicht Wissenschaftler bin, beziehen sich diese Fragen auf die Praxis, d.h. auf die praktische Durchführbarkeit der im Projekt angenommenen oder postulierten, nötigen oder wünschbaren Massnahmen (Weiterentwicklung, Praxiseinführung, Abklärungen bezüglich Koexistenz usw.) und auf allgemeine Aussagen.

Warum sollen die Bauern zu etwas angehalten werden, was die Mehrheit der Konsumenten ablehnt? Könnte es nicht eine Chance für die schweizerische Landwirtschaft sein, im «Hochpreisland» Schweiz sich mit einer Auslobung «gentechfrei» bei den Konsumenten zu profilieren (wie übrigens auch mit «Bio»)? Das wäre ein allen einleuchtendes, einzigartiges Verkaufsargument. Wer hat denn ein Interesse daran, der Landwirtschaft dieses Argument wegzunehmen?

«Das NFP 59 umfasste aus zeitlichen und finanziellen Gründen keine Projekte, die sich **langfristigen gesundheitlichen Auswirkungen von GVP** [gentechnisch veränderten Pflanzen] auf Mensch und Tier widmen», steht im Schlussbericht geschrieben. Das ist aber gerade einer der Kernpunkte in der ganzen Diskussion! Der Hinweis auf Literaturstudien «aller relevanten Forschungsergebnisse» tönt für mich nicht überzeugend. Auf zu vielen Gebieten (Ernährung, Medizin, Landbau usw.) hat es jeweils mehrere Jahrzehnte gedauert, bis Auswirkungen überhaupt sichtbar wurden und Erkenntnisse von wissenschaftlichen Aussenstehern und Biobauern von der offiziellen Forschung als «relevant» betrachtet resp. anerkannt wurden. Die Beurteilung von DDT ist das klassische Schulbeispiel hierfür: Lange als effizientes Insektizid hochgejubelt, wurde es später aufgrund seiner ökologischen und gesundheitlichen Schädlichkeit in vielen Ländern verboten.

Ein wichtiger Bereich der Gentechnologie ist die Züchtung herbizidresistenter Nutzpflanzen. Wenn behauptet wird, Gentechnologie könne zur **Verminderung des Pestizideinsatzes** beitragen, tönt das für mich als Laien nicht glaubwürdig. Monsanto & Co. züchten GVP sicher nicht, um weniger ihrer Herbizide zu verkaufen, sondern um Kulturen mit Herbiziden zu behandeln, die solche natürlicherweise nicht ertragen würden (Soja). Der Einsatz des umstrittenen, krebserregenden Glyphosats ist für mich unverständlich.

Die Nutzung von GVP könne zur **Vermeidung von Gesundheitsrisiken** beitragen, indem weniger giftige Pestizide nötig seien, woraus ein Rückgang der Vergiftungen von Landwirten in Entwicklungsländern resultiere, wird argumentiert. Das klingt für mich wie ein offizielles Eingeständnis, dass es solche Vergiftungen gibt. Wie viele Behauptungen habe ich doch schon gelesen, diese Vergiftungen gebe es nicht, oder sie seien allenfalls darauf zurückzuführen, dass die ungebildeten *Campe-sinos* die Gebrauchsanleitung nicht lesen könnten.

Die Auswirkungen der veränderten biochemischen Zusammensetzung von GVP auf die sich davon ernährenden Lebewesen (Menschen, Nutztiere, Insekten usw.) sind keineswegs ausreichend erforscht (Stichwort Langzeitwirkung), womit gesundheitliche Risiken und **ökologische Gefahren** langfristig nicht ausgeschlossen werden können. Gerade weil alles mit allem zusammenhängt und Auswirkungen oft erst viel später erkannt werden, sind abschliessende Aussagen über Nutzen und Risiken von freigesetzten GVP aufgrund des kurzen zeitlichen Untersuchungsrahmens heute gar nicht möglich.

«Die Art und Weise, wie ein Nahrungsmittel produziert wird, ist für die Risikobewertung eines Produkts nicht entscheidend.» Dass **jeder Herstellungsprozess einem Lebensmittel Informationen mitgibt**, sollte sich doch auch bei diesen Forschern herumgesprochen haben. Die **Koexistenz verschiedener Anbauverfahren** sei machbar, schlussfolgert der Bericht. Dabei fangen die Probleme doch schon bei der überbetrieblichen Verwendung von Sämaschinen, Transportfahrzeugen und Mähreschern an. Ganz zu schweigen von Sammelstellen und Reinigungsbetrieben. Wer glaubt, bei jedem einzelnen Vorgang könne verhindert und garantiert werden, dass nicht einzelne Samenkörner auf die «falsche Seite» gelangen, soll doch mal die Allergikerhinweise auf Lebensmittelverpackungen lesen: «Kann produktionsbedingt Spuren von... enthalten». Für alle Gentech-Gegner ist dies das schlagende Argument dafür, dass Koexistenz eben gerade nicht möglich ist.

Letztlich machen die Autoren des Schlussberichts geltend, ein Verbot der Grünen Gentechnik könnte den **Verlust von Fachkompetenz** und die **Abwanderung von Forschern ins Ausland** zur Folge haben. Wäre es nicht gerade eine Herausforderung und eine Chance für die Forschung, vermehrt biologische und agrarökologische Methoden zu entwickeln, die ohne umstrittene Technologien auskommen? Die Verlängerung des Gentech-Moratoriums ist aus diesen Gründen völlig gerechtfertigt. ●

Wo «gesund» draufsteht, kann auch «Nicht-Bio» drin sein

Claudia Capaul. Biologische Nahrung sei nicht gesünder als konventionelle. Schon wieder begegne ich dieser Behauptung in den Medien. Sie macht mich wütend, ärgert mich so sehr, dass ich Luft holen muss. Seitdem ich mich fürs Bauern entschieden habe, und zwar bewusst fürs Biobauern, mache ich nichts anderes, als mit Überzeugung daran zu glauben, dass ich etwas Besseres mache als meine Kolleginnen aus der alten Schule der Chemieglaubigkeit. Ich nehme Anstrengungen auf mich, die die Chemie mir spielend abnehmen könnte. Und als der Biolandbau noch in den Kinderschuhen steckte, machte ich mich bei meinen Nachbarinnen unbeliebt, weil ich anders dachte als sie und es erst noch wagte, das anders Gedachte in die Tat umzusetzen, was sie verunsicherte. Ja, ich provozierte mit meiner Überzeugung. Und nach einiger Zeit sah es dann auch so aus, dass wir Bios «recht hätten». Die Akzeptanz, die nach und nach entstand, bestätigte uns. Auch der Erfolg von Bioprodukten – die steigende Nachfrage und der Einstieg der grossen Detailhändler ins Biogeschäft – trugen zur Bestätigung bei. Das ging soweit, dass wir Bioüberzeugten etwas auf die Anderen herunterblickten und dachten (oder es auch sagten): «Seht ihr? Wir hatten doch recht!»

Und nun tauchen plötzlich diese Studien auf, einmal eine aus England, dann eine aus Kalifornien. Wissenschaftlich untersucht, belegt, bewiesen: Bio ist gar nicht gesünder als konventionell. Wenn ich den Studien nachgehe und genauer darin lese, stosse ich zwar auf die Feststellung, dass Bioprodukte mehr Vitalstoffe, Vitamine und Spurenelemente aufweisen. Aber mit dem Verzehr von etwas mehr Äpfeln oder Salat sei dieses Manko wieder gutgemacht. So einfach ist das! Ich finde das billig. Es kommt mir vor wie eine Ausrede, sich der eigentlichen Problematik nicht stellen zu müssen – all den Problemen, die die konventionelle und industrielle Landwirtschaft mit sich bringt. **Diese Studien zerstreuen das Unbehagen, das in den Menschen aufkommen könnte bei all den schlimmen Nachrichten über Machtinteressen und Hunger, über den Klimawandel und die Ausbreitung der Wüste und über all die Zusammenhänge zwischen Nahrung und Umwelt. Sie zielen auf den Egoismus in uns Menschen ab, der uns immer wieder dazu verführt, vor allem**



Wo Syngenta draufsteht, ist auch Syngenta drin – dies sei aber nicht weniger gesund oder nachhaltig als «Bio». Syngenta-CEO Mike Mack: «Es gibt keinen Beleg dafür, dass biologische Methoden «nachhaltiger» sind» (in: FAZ vom 12.7.2011).

Foto: Courtesy of Syngenta

und zuerst an uns und unsere Gesundheit zu denken. Alles andere sei nicht so wichtig.

– Eine Entwicklung unserer Zeit, die mir Mühe macht. Auch Bio Suisse, die doch eigentlich auf eine solche Studie reagieren sollte, schweigt und beharrt auf ihrer Botschaft: Auf den Geschmack und den Genuss kommt es an! Als ob die Biobewegung nichts anderes mehr zu sagen hätte! Ja, wahrscheinlich wurden die Verfasser der Studie gut bezahlt von irgendwelchen Gegnern des Biolandbaus oder von Gegnern der weltweiten Bewegung für eine kleinbäuerliche Landwirtschaft Via Campesina. Ein entmutigendes Gefühl!

Was soll ich dagegen tun? Soll ich protestieren, lauthals irgendwo meine Meinung äussern und schimpfen? Oder soll ich die Faust im Sack machen und schweigen, den Ärger in mich hineinfressen? Ich könnte mir auch Gedanken machen über das Wort «gesund». Was heisst eigentlich «gesund»? Wie und wo wird dieses Wort gebraucht? Abgesehen von Mensch, Tier und Boden kann zum Beispiel auch eine Kasse gesund sein. Das ist eine, die stimmt, die aufgeht und keine Schulden zurücklässt. Auch ein Bauernstand kann gesund sein. Das heisst, er blüht, produziert viele verschiedene und gesunde Lebensmittel, besteht aus gesunden Familien und Gemeinschaften und bildet dadurch den gesunden «Boden» eines Staates. Im Moment ist der schweizerische Bauernstand offenbar nicht gesund, deshalb will ihn die Landwirtschaftspolitik «ge-

sundtschrumpfen», das heisst verkleinern. Demnach ist ein ausgedünnter Bauernstand der gesündere «Boden» für unser Land. **Wenn bloss nicht vor lauter Erosion letztlich nur noch der unfruchtbare Fels unter dem Boden zurückbleibt!** Oder gilt die Weisheit vom «Boden» eines Staates heute etwa nicht mehr? Bringt das Bewirtschaften einer grösseren Landfläche automatisch mehr Gesundheit und Stärke in die Familie? Ist denn nur ein grosser Bauernhof ein gesunder Bauernhof? Eine seltsame Ansicht ist das! Für mich irgendwie unlogisch. Aber wenigstens befreit mich diese Sichtweise von der fixen Idee, was Gesundheit bedeutet. Sie zeigt mir, dass Gesundheit etwas Relatives und Beliebigen sein und in verschiedenen Zusammenhängen gebraucht werden kann.

Wenn also diese Studien zum Schluss kommen, biologische Lebensmittel seien nicht gesünder als konventionelle, kann ich das nun auch so deuten, dass biologische Lebensmittel einer Agrochemiefirma nicht so guttun, weil sie nichts zu ihrer «Gesundheit» (Gewinnsteigerung) beitragen. Oder es könnte heissen, dass biologische Lebensmittel zum «gesunden» Wachstum von Landmaschinenfirmen wenig beitragen, weil sie mit zu viel Handarbeit gewonnen werden. Für mich ist es wahrlich gesünder, die Aussage solcher Studien auf diese Art auszulegen, denn Ärger schadet bekanntlich der Gesundheit, Humor hingegen fördert sie. ●

Kreuzstrukturen im Landbau

Das Koordinatensystem aller Land- und Bodenkarten ist ein Kreuz. Aber auch ein leidvoll vertracktes Problem wird eine «Crux» genannt. Und von aufgestellten Feldkreuzen verspricht man sich manchmal noch heute einen Schutz vor Hagel und anderem Unglück. Das nicht nur christliche Kreuz ist ein vielfältiges Zeichen: Seine Funktion und symbolische Bedeutung im Landbau wird in diesem Beitrag umkreist.

Nikola Patzel. Bei den meisten Menschen lösen christliche Kreuze Gefühlsreaktionen aus, wie ein Zugehörigkeitsgefühl zur Kirche oder Ärger oder Befremden über sie. Oder man hat diffuse Gefühle von «Religion» oder «sein Kreuz tragen» oder «jemand ist gestorben». Lassen wir solche persönlichen Assoziationen aber zunächst beiseite, um auf die vertraute oder unvertraute Kulturgeschichte des Kreuzes in der Landwirtschaft zu schauen.

Christliche Kreuzsymbole im ländlichen Volksglauben der Schweiz

Seit etwa dem 4. Jh. begann sich das Kreuz zum christlichen Zentralsymbol zu entwickeln. Davor war es als Jesu Hinrichtungswerkzeug bei den Christen ziemlich unbeliebt gewesen. Dann aber wurde es zunehmend zum Sinnbild für menschliches Leiden und seine Überwindung mit Gottes Hilfe. **Magisch-religiös verstanden, wurde in den christianisierten Ländern das Kreuz zum häufigsten Amulett und Grosssymbol gegen Unheil und Verderben aller Art.**¹ So auch im Wirtschaften mit dem Land. Ein Beispiel aus der Schweiz im 19. Jahrhundert illustriert diese Bedeutung; aus Weinfeldern im Thurgau wurde berichtet:² «Beim Säen des Getreides wird von vielen alten Bauern zuerst ein Kreuz gesät, weil sie der Meinung sind, dass wenn sie dieses thun, die Saat dann vor Hagel gesichert sei.» Ähnliches ist noch heute anzutreffen: Ein Schaffhauser Bauer sagte mir vor einigen Jahren, er säe zuerst ein Kreuz, «weil es einen Unterschied macht, ob es 70 oder 40 Doppelzentner Weizen (pro Hektar) gibt.» Kreuzzeichen hülften auch gegen geisterhafte Erscheinungen



Ein der Erde zugewandter Engel mit Kreuz, 15. Jh. Crosier-sur-Vecvey (Schweiz), Kirche St. Maurice, Chor-Fresco.

Foto: ©Raffael-Verlag, www.raffaelverlag.ch

wie den unheimlichen «Bilwis», der Gassen ins Korn schneide, oder gegen den kleinen «Drachen», der nachts Korn in die Scheuer des Nachbarn entführe. Kreuzweise an die Ecken des Feldes gelegte Ähren sollten auch hier Abhilfe schaffen.³

Auch Holzkreuze kamen aufs Land:² «Früher kam es in unserer Gegend häufig vor, dass ein katholischer Bauer ein grosses Kreuz aus den kräftigsten Balken verfertigen und dasselbe nahe bei seiner Wohnung oder auf freiem Felde in die Nähe eines Weges oder einer Strasse aufstellen liess, um damit seine Felder einiger-

massen gegen Hagelschlag und Blitz zu schützen. Jetzt noch stehen hier und da solche alte Kreuze; allein seltener mehr werden wieder neue angebracht.» Hagelkreuze standen neben den zu schützenden Fluren oder auf Höhenzügen, von denen Hagelwetter gerne heranzog. Kleine Kreuze wurden direkt in den Acker gesteckt oder in ihm vergraben. Das war recht beliebt: Allein von der doppelbalkigen Variante «Scheyrer Kreuz», die in einer bayerischen Manufaktur einem Kreuzreliquiar nachgebildet wurden, waren im 18. Jh. zeitweise jährlich 40 000 Exemplare verkauft worden:⁴ als Schutzmittel gegen Mäuse, Schädlinge und Gefahren aller Art. Eine überraschende Begründung wurde zu einem ähnlichen Brauch aus Württemberg berichtet:⁵ «Auch ist es gut, ein Crucifix in's Freie zu legen, weil die Bauern glauben, dass unser Herrgott sein eigen Bild nicht mit Hagel [be]werfe.» Gott spucke sozusagen nicht in seinen Spiegel, oder besser gesagt: Er stehe nicht im Widerspruch zu sich selbst.

Kreuzbedeutungen im christlichen Kulturraum

«Die haben halt geglaubt, das nützt was», wäre eine etwas schnoddrige Reaktion aufgeklärter Zeitgenossen auf Feldkreuze und Ähnliches. Das stimmt wohl. Aber weshalb hat man das geglaubt oder gehofft und tut es auch heute manchmal? Mögliche Antworten lassen sich auf verschiedenen Ebenen des magisch-religiösen Volksglaubens finden:

Magisches Zeichen: Viele Alpensagen handeln davon, wie ein Kreuzzeichen dem Teufel

¹ Jacoby (1933): «kreuzweise, über Kreuz». In: *Handbuch des deutschen Aberglaubens (HdA)*, Bd. 5: S. 529-534, und «Kreuzzeichen», ebenda: S. 535-562.

² Aus der Sammlung des Volkskundler Wilhelm Mannhardt aus den 1860er Jahren zitiert (Berliner Staatsbibliothek). Dies wird zusammen mit weiterem Material aus diesem Artikel vom Autor publiziert in: *Symbole im Landbau*, Ökom Verlag, München, 400 S.

³ Siehe z.B. Grimm (1878): *Deutsche Mythologie*. Bd. 3, 4. Aufl.: S. 442; Wuttke (1925, e.A. 1860): *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*. 4. Aufl.: S. 419ff.

⁴ Hahn (2005): «Kreuzbrauchtum». Im Katalogteil von: *Diözesanmuseum Freising (Hrsg.): Kreuz und Kruzifix. Zeichen und Bild*. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg im Allgäu, S. 275-304; Zit. S.: 284.

⁵ Birlinger (1861/1862): *Volksthümliches aus Schwaben*. Herder, Freiburg: S. 195f.

und seinen Dienern die Macht genommen habe, die sie sonst über einen Menschen ausgeübt hätten oder ihnen z. B. einen Felssturz ermöglicht hätten. Primitiv magisch verstanden, stellt hier das Kreuzzeichen seinen Träger mit sofortiger Wirkung unter die Macht und also den Schutz Gottes, wie eines mächtigsten Feudalherren. Oder man sah im Kreuzzeichen selbst unmittelbar eine Macht, die ihren Träger gegen Übergriffe des Feindes schützte. Etwa dieser Einstellung entsprachen auch die landwirtschaftlichen «Raupensegen», bei denen ein Priester alles «Gewürm» aus den Feldern zu exorzieren trachtete.

Symbol des «stärkeren Gottes»: Die dem römischen Kaiser Konstantin zugeschriebenen Visionen oder Träume vom Kreuz als Siegeszeichen über die Feinde förderte die Bedeutung dieses Zeichens als Symbol des «stärkeren Gottes». Die Vorstellung vom stärkeren Gott, mit dessen Hilfe Anhänger anderer Götter oder dämonischer Kräfte besiegt würden, war bereits im Alten Testament immer wieder betont worden. Auch war das im Alt-hebräischen als Kreuz geschriebene «Tau» (τ) als ein schützendes Zeichen der Zugehörigkeit zu *Jahwe* verwendet worden. Wo sich dann später das Christentum durchgesetzt hatte, bot die mythische Vorstellung von der Abspaltung des Teufels aus dem Himmel und sein Sturz in den Untergrund der Erde – neben dem missionarischen Motiv des Kampfes Christi gegen die zu Dämonen erniedrigten vormaligen Götter – eine Grundlage für den Mythos des Engels St. Michael und für die legendarischen Kämpfe des heiligen St. Georg gegen die «Drachen». In der Folge wurde das Kreuz auch in unzähligen Kriegen als Zeichen des «gerechten» oder gar «heiligen» Krieges eingesetzt: vom spätrömischen Heer über die Kreuzritter bis zu neuzeitlichen Landesarmeen aller Art.

Nicht so sehr in Kriegspolitik und Völkerschlachten projiziert, sondern eher spirituell verstanden, stand das Kreuz in seiner Kampfbedeutung für eine geistige Überlegenheit: Bilder von Engelswesen, die Chimären (tier-nahe Mischwesen) und Dämonen besiegen, zeigen in Gesicht und Haltung meist Gleichmut, während ihre Feinde starke Emotionen zeigen; wie auch der mit dem Menschen handelnde Teufel in den Sagen seine Wut im-



Ein Kreuz im Grenzbereich einer Wiese eingesteckt, Ende 20. Jh.

Foto: © Prof. Karl Gruber, Südtirol

mer zeigt. So demonstrierten sie die relative Ausgeglichenheit einer kreuzgemässen Haltung, die dem Trieb von Gott abgespaltener «Dämonen», die Korn oder Seelen rauben, überlegen sei.

Todesüberwindung: Eine dritte Bedeutungsschicht des christlichen Kreuzes bezieht sich auf Christi Auferstehung: Dass Christus am Kreuz zwar gestorben sei, aber auf seiner Unterweltreise danach den Tod besiegt habe. In diesem Sinne ist das Kreuz Symbol der Todesüberwindung und ein Zeichen, dass auch die Nachfolger Christi weder Tod noch Teufel zu fürchten hätten – woran der Kreuzmarken setzende Mensch die Widersacher Gottes auch in Wald und Flur gemahne.

In diesen drei genannten Bedeutungen des Kreuzsymbols scheint jeweils eine konfrontative Funktion zu überwiegen, indem das Widrige eher überwunden und verbannt als einbezogen werden soll. **Die auf Landbau und Viehzucht bezogenen kirchlichen Segen, die ab etwa 900 nach Christus intensiv die Agrarkultur zu durchdringen begannen, enthielten fast immer als ersten Schritt**

einen «Exorzismus der Natur»:⁶ als stecke in allen Elementen und Viechern latent der böse Feind drin. Und auf die Teufelsaustreibung folgte dann die Gotteseinladung, er möge sich des Landes und seiner Bewohner annehmen und seinen guten Geist darin walten lassen. Der heutige Blick nicht nur zu konservativ-kirchlichen Kreisen und kulturellen Nischenräumen, auch auf ideologisch geprägte Politikströmungen oder in psychologische Praxen zeigt, wie sehr, auch wenn es oft säkularisiert erscheint, die faktisch dualistische religiöse Auffassung des Christentums mit seinen existenziellen «Gut-Böse-Kämpfen» nach wie vor in unserer Psyche und Kultur wirksam ist. Offenbar haben sich solche Gegensätze durch den Monotheismus nicht aus der Welt schaffen lassen. Im Bereich der Landwirtschaft zeigt sich das einerseits in Wirtschaftsweisen, die stark auf Naturunterdrückung setzen, andererseits manchmal auch in «heiligen Überzeugungen» in der Landwirtschaftspraxis und -politik, durchaus auch im Biolandbau.

Das Kreuz als Symbol der Gegensatzverbindung

Der zweite grosse Bedeutungsbereich des Kreuzes ist seine *gegensatzverbindende* Qualität. Diese Symbolschicht ist, ausser im christlichen Kulturbereich, auch weltweit anzutreffen. Sie soll an einem Beispiel aus Indien illustriert werden:

Als Ruedi Högger⁷ im Auftrag einer Schweizer Organisation als «Entwicklungshelfer» ins ländliche Indien zog, fiel ihm das kreuzweise Pflügen indischer Bauern auf. Aus landwirtschaftspraktischer Sicht ist das ein eher umständliches Verfahren, das in Hanglagen die Erosion begünstigen kann. Högger versuchte ohne Erfolg, die Bauernfamilien von anderen Pflugtechniken zu überzeugen. Dies erschien rätselhaft, bis er die stilisierten Darstellungen kreuzweise gepflügter Felder an Haustüren und Innenwänden sah. Er erforschte dieses Symbol und fand, dass im kreuzweisen Pflügen ein Schöpfungsmythos neu durchlebt wurde! Die innerlich bestehende quadratische Grundordnung der Erde werde hervorgehoben und gestärkt, indem sich die Erde mit der vierfältigen himmlischen Ordnung des Gestirnlaufes und der Himmelsrichtungen berühre und diese dabei spiegle. Dies sei die Vereinigung von Himmel und Erde, von *Ābh Kanbi*, dem

⁶ U. a. bei Franz (1909): *Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter*. Bd. 1: S. 107, 298.

⁷ Ruedi Högger (2000): *Cross-ploughed field. Rural livelihood systems project, NADEL, ETH Zürich*.

«himmlischen König des Pfluges», mit Dharti Rāni, der «Königin Erde». Diese Vereinigung von Himmel und Erde werde im kreuzweisen Pflügen erneuert. Damit würden auch die gefährlich-chaotischen Elemente in der Erde, die in Gestalt einer Schlange dargestellt werden, in orientierte und fruchtbare Formen gebracht.

Das geschilderte Beispiel von Högger aus Indien zeigt als Essenz die Vorstellung: **Wo irdische Realität und göttliche Ordnung in eins fallen, wird neues Leben zeugt; und statt des zerstörenden Kampfes der Gegensätze zeigt sich Fruchtbarkeit.** Allerdings kann es bei der konkreten Realisierung eines Symbols zum Konflikt zwischen Innenwelt- und Aussenweltpassung kommen. In Indien war die äussere Nebenwirkung des inneren Bedürfnisses die Erosion in Hanglagen. Als Lösung dieses Problems könnte die Vereinigung von Himmel und Erde vielleicht auch auf eine Art gespürt und symbolisch realisiert werden, die nicht des kreuzweisen Pflügens aller Felder bedarf. Auch die europäische Agrarkultur kennt ähnliche Fragen: Ob das Pflügen als Symbol vorbereitenden Anrührens des Erdbodens vor der Empfängnis der neuen Saat, oder als Symbol einer respektlos umstürzenden Verletzung der Haut von Mutter Erde wahrgenommen wird, beeinflusst wohl bei mehr Bauern die Technik, als man oberflächlich meinen könnte. Es kann u.a. Vorlieben für pflugverwendenden oder pfluglosen Anbau bewirken.

Die *Vierheit* des Kreuzes ist eine Grundform von Welt und Kultur. Ein Kreuz wirkt um sein Zentrum herum orientierend: Das zeigt sich in den vier Himmelsrichtungen, in der häufigsten Grundform unserer Wohnräume wie auch der Äcker. Die ägyptische Hieroglyphe für «Stadt» war ein Kreuz in einem Kreis, alle einfachen Koordinatensysteme sind gleichmässige Kreuze. Viererstrukturen sind auch eine Urform in der Herausbildung des menschlichen Bewusstseins, wie sich z. B. in spontanen Zeichnungen kleiner Kinder zeigt. Auch ausgefeilte Seelenbilder und Kosmogramme, wie die Mandalas verschiedener Kulturen, zeigen meist eine Viererstruktur um eine Mitte herum, die alles zusammenhält. So kann das Kreuz als Symbol der strukturierten Ganzheit gesehen werden. **Als ein Vollständiges, das gegenläufige Tendenzen zusammenhält,**

schliesst das Kreuz nicht aus, sondern ein.

Dieser Einstellung entsprechen Bräuche, wo man den Vögeln, Maulwürfen oder Schnecken speziell etwas zu essen übrig lässt, in jede Ecke etwas für sie extra hinlegt oder eine Ecke des Feldes widmet.⁸ So einbezogen, ist das nicht ungefährliche «Vierte», das im engeren Sinne nicht Teil des trinitarischen Gottesbildes und des davon abgeleiteten Spruches «alle guten Dinge sind drei» ist, doch ein Teil des Ganzen.

«Alles hat vier Seiten» ist auch heute wichtig

Ein liegendes Kreuz gibt eine vollständige Orientierung in der Fläche. Ein aufgestelltes Kreuz, ob gleichmässig oder mit Übergewicht nach oben, verbindet unten und oben, links und rechts. Das «Links und Rechts» ist ein Sinnbild irdischer Gegensätze aller Art. In der heutigen Gesellschaft gibt es viele Beispiele solcher Gegensatzpaare, die im Falle einer starken Polarisierung auch auseinanderfallen können. «Ökoidealisten» versus «Wirtschaftspragmatiker», landwirtschaftliche «Diversifizierer» versus «Marktfruchtmaximierer» sind nur zwei Beispiele. Wer hier auf dem richtigen und wer auf dem falschen Weg sei, wird je nach Blickwinkel und Situation anders bewertet. Aber besonders dann, wenn auch Lebensstil- und Politikfragen ins Spiel der Gegensätze kommen, ist es recht üblich, eigene Schattenseiten oder unterdrückte Lebens- und geistige Tendenzen im jeweils anderen viel klarer zu sehen und vielleicht auch zu bekämpfen: Weil man (unbewusst) spürt, dass sie die Eindeutigkeit der eigenen Meinung und des Selbstbildes



In den Ackerboden geritztes Kreuz, Lötschental (Schweiz), 1983. Foto: © Dominik Wunderlin

gefährden. Natürlich stimmt: Wo sich nur eine Seite durchsetzt, kann es sehr gefährlich werden, bis hin zur Katastrophe, und man weiss nicht, wann früher oder später darauf ein nötiger Ausgleich, ein notwendiger Umschwung oder ein brutaler Umsturz folgt. **Stattdessen vom anderen zu lernen, und sei es nur über sich selbst, heisst, den anderen Kreuzbalken nicht abzusägen, sondern ebenfalls sein zu lassen.** So kann man den Konflikt nach innen nehmen und innerlich (meist leidvoll) aushalten, und möglicherweise wird daraus eine kreative Lösung geboren und gepflegt werden können. Diese Einstellung ist nicht zu verwechseln mit einem «Es-allein-recht-machen-Bedürfnis», das in der Angst vor dem eigenen Standpunkt und Lebensweg gründet.

Ein zweites Gegensatzpaar ist im aufgestellten Kreuz enthalten: Sein lotrechter Balken verbindet unten und oben, symbolisch gesehen die Materie und den Geist oder einen oberen «kosmischen» und einen unteren «irdischen» Geist. Daher wurde dieser Balken in der Mystik und Kunst oft als «Stamm des Lebensbaumes» gesehen und dargestellt, dessen Äste sich dann wiederum in die Polarität von links und rechts ausbreiten. (Die Schamanen nannten das ihren «Schamanenbaum», an dem sie in ihren Trancen in die jenseitigen Tiefen und Höhen steigen konnten.)

Schluss

Alle Symbole sind ambivalent. Auch das Kreuz konnte zum Polarisierungs- und Kriegssymbol werden. Doch es kann heute auch wieder ein sehr hilfreiches Symbol sein, wo es Unterscheidung und Vereinigung zugleich bedeutet: **Es zeigt die klare Unterscheidung von Gegensätzen auf Erden (links und rechts), zwischen lebendiger Materie und luftigem Geist (unten und oben) auf – und es enthält sie zugleich als Teile einer paradoxen Einheit.** Die Schweiz trägt ein gleichmässiges Kreuz in Fahne und Wappen. Nachdem sich die Eidgenossen im 16. Jahrhundert die Eroberungsfeldzüge abgewöhnen mussten, wurde das Schweizerkreuz zum hilfreichen Symbol für die gemeinsame Aufgabe, die Gegensätze in diesem Land als Gesamtbild aufzufassen, das ohne seine innere Mitte auseinanderfiel. Nicht die Kreuzzüge, aber das Kreuz passt gut zum Land wie auch zum Landbau. ●

⁸ U. a. Eberhardt (1907): *Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg*. Verlag Kohlhammer, Stuttgart, S. 3; Fillipetti und Trotterau, Janine (1992) [Orig.-Ausg. 1978]: *Zauber, Riten und Symbole*. Pawlak Verlag, Herrsching, S. 211.

Die Aufgabe des Königs

Ein König hatte zwei Söhne. Als er alt wurde, so wollte er einen der beiden zu seinem Nachfolger bestimmen. Er versammelte die Weisen seines Landes und rief seine beiden Söhne herbei. Er gab jedem der beiden fünf Silberstücke und sagte: «Ihr sollt für dieses Geld die Halle in unserem Schloss bis zum Abend füllen. Womit, das ist eure Sache.»

Die Weisen sagten: «Das ist eine gute Aufgabe.»

Der ältere Sohn ging davon und kam an einem Feld vorbei, wo die Arbeiter dabei waren, das Zuckerrohr zu ernten und in einer Mühle auszupressen. Das ausgequetschte Zuckerrohr lag nutzlos herum.

Da dachte er sich: «Das ist eine gute Gelegenheit, mit diesem nutzlosen Zeug die Halle meines Vaters zu füllen.»

Mit dem Aufseher der Arbeiter wurde er einig, und sie schafften bis zum späten Nachmittag das ausgedroschene Zuckerrohr in die Halle des Schlosses. Als sie gefüllt war, ging er zu seinem Vater und sprach: «Ich habe Deine Aufgabe erfüllt. Auf meinen Bruder brauchst du nicht mehr zu warten. Du kannst mich gleich zu deinem Nachfolger ernennen!»

Der Vater antwortete: «Es ist noch nicht Abend. Ich werde warten.»

Bald darauf kam der jüngere Sohn. Er bat darum, das ausgedroschene Zuckerrohr wieder aus der Halle zu entfernen. So geschah es. Dann stellte er mitten in die Halle eine Kerze und zündete sie an. Da es schon dämmeriger Abend war, erhellte ihr Schein die ganze Halle bis in den letzten Winkel hinein.

Der Vater sagte: «Du sollst mein Nachfolger sein. Dein Bruder hat fünf Silberstücke ausgegeben, um die Halle mit nutzlosem Zeug zu füllen. Du hast nicht einmal ein Silberstück gebraucht und hast sie mit Licht gefüllt. Du hast sie mit dem gefüllt, was die Menschen brauchen.»

Märchen von den Philippinen, ausgesucht von Claudia Capaul

Mit Ernährungssouveränität gegen die kannibalistische Weltordnung

Wie sieht die Welt aus, wenn wir uns nicht weiter durch die Benachteiligung anderer bereichern, fragt sich der Philosoph Harald Lemke in seinem neuen Buch «Politik des Essens».

Thomas Gröbly. 200 Dollar für einen Hamburger!? Er ist jedoch für 2 Dollar zu haben. Die restlichen Kosten zahlen andere, Kosten für gerechte Löhne, Gesundheit, Klima und Umwelt. Die Preisdifferenz zeigt die systemische Schieflage unseres globalen Ernährungssystems und die ökologischen Hypothesen, die wir zukünftigen Generationen ungerechterweise aufladen. Der Philosoph Harald Lemke serviert uns mit seinem neuen Buch «Politik des Essens» ein bittersüßes Menü. Bitter in der Analyse und süß, weil für ihn die Veränderungen beim «guten Essen» beginnen. Er verurteilt die ungerechten Wirtschaftsstrukturen als kolonialistisches Erbe und sieht die Lösung in einer Politik von unten, welche beim alltäglichen Einkauf von fair gehandelten Bioprodukten aus der Region und bei einem genussvollen Essen beginnt. **Das tägliche Essen sei nicht Privatsache, sondern Politik**, so eine seiner zentralen Thesen.

Es ist aussergewöhnlich, dass sich Philosophen mit dem Essen und dem Bauerntum beschäftigen. Für Lemke ist das jedoch selbstverständlich, nicht nur, weil wir täglich essen, sondern auch, weil wir eine globale «kosmopolitische Tischgesellschaft» sind. Viele Lebensmittel reisen um die halbe Welt und hinterlassen im schlimmsten Fall verarmte Bäuerinnen und Bauern, unfruchtbare Böden, schwindende Biodiversität, verschmutztes Wasser und eine kulturelle Verarmung. Nach Lemke hat sich die Philosophie mit der Ernährungsfrage zu beschäftigen, weil es dabei letztlich um Selbstbestimmung und Demokratie geht.

Massaker des Hungers

Lemke nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn er vom «Massaker des Hungers», vom «Dritten Weltkrieg» (Jean Ziegler) oder von der «Politik des kontrollierten Massensterbens des verwalteten Welthungers» schreibt. **Die Banken habe man mit Unsummen gerettet, nicht aber die hungernden Menschen, empört sich der Autor.** Lemke ist es wichtig, den Hun-



Slow Food Eat-In: gemeinschaftliches Essen ohne Multitasking als politischer Akt in Zeiten der Anonymität und Hyperaktivität?

Foto: Kevin Krejci auf Flickr

gernden ein Gesicht zu geben. Sie leben meist in ländlichen Gegenden, und ihnen fehlen Geld und Zugang zu Land. Diese Situation ist historisch gewachsen: Nach einer langen Zeit des Kolonialismus wurde die Liberalisierung der Märkte mit Freihandel und Exportorientierung forciert. In den letzten 20 Jahren setzte der aggressive Neoliberalismus eine «kannibalistische Weltordnung» (Jean Ziegler) durch. Diese kapitalistische «Planwirtschaft» im Interesse der Grosskonzerne und der Finanzindustrie nimmt auf die Hungernden keine Rücksicht. Lemke zitiert den Philosophen Thomas Pogge, der beschreibt, dass das weltweite Hungerelend eine «andauernde Menschenrechtsverletzung – wohl die grösste je verübte Menschenrechtsverletzung in der Geschichte ... [ist], für die in erster Linie die Regierungen und Wähler der mächtigen Länder die Verantwortung tragen.» (S. 59). Da auch wir mit unserem täglichen Konsumverhalten handelnde Beteiligte sind, «gibt es keine ethische Lebenspraxis, die nicht zugleich eine immanent politische Praxis wäre, und es gibt keine praktische Alltagsethik, die nicht zugleich eine politische Ethik wäre» (S. 41).

Gemeingüter statt Privateigentum

Dem globalen Agrarkapitalismus, der die Freiheit und Menschenrechte der Bäuerinnen und Bauern verletzt, hält Lemke das Konzept der

Ernährungssouveränität von *Via Campesina* entgegen. **Im Gegensatz zum Ansatz der Ernährungssicherung, der implizit auf Freihandel, Privatisierung und Machtkonzentration beruht, stellt die Ernährungssouveränität das Prinzip des sozialen Eigentums (Gemeingüter) an die erste Stelle, um Hunger und Armut zu bekämpfen.** Der «bäuerliche Weg» birgt weiter das Potenzial in sich, eine ökologische Agrikultur zu erhalten bzw. zu fördern und könnte uns alle von der Entfremdung des Essens befreien.

Lemke entwickelt vier Grundsätze einer «sovereänen Agrikultur». Die Forderung nach freiem Zugang zu Land, Saatgut, Wasser, Wissen, Krediten, Kooperations- und Vermarktungsmöglichkeiten begründet er damit, dass die Erde das All gemeingut aller Menschen sei. **Politisch betrachtet kommt das Privateigentum an den oben genannten Mitteln einer gesellschaftlichen Enteignung gleich.** Der zweite Grundsatz besteht für Lemke darin, durch neue Formen der Kooperation zu mehr Wohlstand für alle zu kommen. Als dritter Grundsatz fordert Lemke den gerechten Preis anstelle der Preisverzerrungen durch eine «planwirtschaftliche Preispolitik». Denn die bei uns tiefen Preise für Lebensmittel haben in den nicht kostendeckenden Produzentenpreisen hier bzw. in den Hungerlöhnen der Bäue-

rinnen und Bauern anderswo ihre Kehrseite. Im vierten Grundsatz beschreibt Lemke eine «Weltagrarpolitik einer deglobalisierten, lokalen Nahrungsproduktion». Sie sei «kein Rückfall in die provinzielle Selbstversorgung im Rahmen einer nationalstaatlichen Souveränität. Sie macht im Gegenteil eine intensive globale Kooperation und internationale Politik erforderlich, sowohl um globale Wirtschaftsregeln zu vereinbaren, als auch um ein «globales» Wirtschaftsgeschehen zu koordinieren» (S. 134).

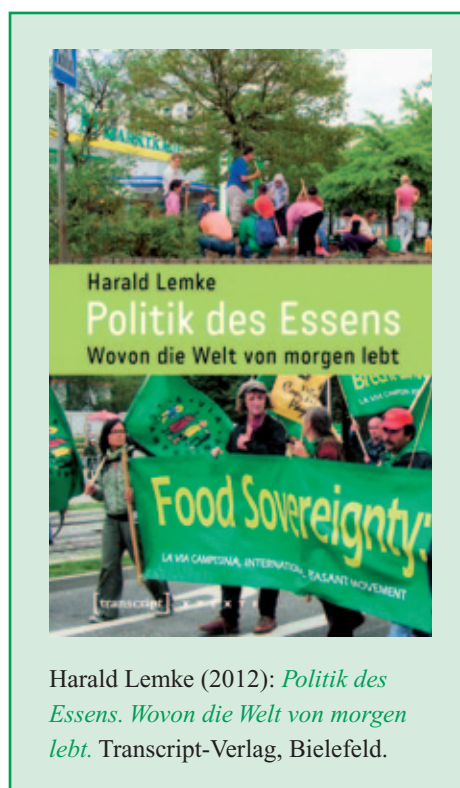
Joseph Beuys hat bereits in den 1970er Jahren als künstlerisch-politische Aktion Bäume gepflanzt oder vor einer Galerie Kartoffeln angebaut. Das Gärtnern als politische Aktion wurde in den letzten Jahren auch von jungen Menschen in den Städten neu entdeckt. Lemke begegnet dieser Bewegung des *Urban Gardening* mit Hochachtung und begrüsst sie im Sinne einer politischen Gastrosophie: als Ort der Reflexion und Veränderung. Am Beispiel der internationalen Bewegung *Slowfood* beschreibt Lemke **die Politik des Essens als eine Politik, die nicht um die Macht kämpft, und meint damit, dass wir beim Essen politisch handeln, ohne je ein Amt inne zu haben.**

Unbeantwortete Fragen

Auffällig ist, dass Lemke vor allem die Stadt im Blick hat. Die Hälfte der Menschheit lebt jedoch immer noch in einem ländlichen Umfeld. Den Untertitel des Buches – «Wovon die Welt von morgen lebt» – ernst nehmend, hätten mich konkrete Fragen nach einer den Menschen und der Umwelt gerecht werdenden Land-, Verarbeitungs- und Handelswirtschaft interessiert. Wie viel und welche Art der Industrialisierung, der Privatisierung oder der Schaffung von Gemeingütern ist für die Ernährung von acht Milliarden Menschen notwendig und mit dem Konzept der Ernährungssouveränität vereinbar? Wie werden Preise gebildet? Wer definiert Fairness im Handel? Die Empfehlungen von Lemke sind nach seiner klugen Analyse unbefriedigend. **Denn biologische Lebensmittel kann man auch mit Ausbeutung von Mensch und Natur produzieren. Fairtrade ist nicht per se gut, sondern wirft neue Fragen auf:** Sind die Bäuerinnen und Bauern durch die Ausrichtung auf den Weltmarkt nicht einseitig vom Export abhängig und vernachlässigen die lokale Selbstversorgung? Ist *Fairtrade* immer mit Ernährungssouveränität kompatibel? Profitieren auch die Ärmsten davon, oder können sie sich die Kos-

ten für die Qualitätssicherung und -kontrollen gar nicht leisten?

Beim Alltag des Essens anzupacken ist zwar sympathisch. Ich frage mich aber, ob die Forderungen von Lemke nach einem Verbot von «Spekulation mit Lebensmitteln, *Landgrabbing*, Patenten auf Saatgut, Gentechnik, Agrotreibstoffen, grossindustrieller Fleischproduktion, Werbelügen und Verbrauchertäuschungen» damit umgesetzt werden können. Das Gleiche gilt für die Empfehlung einer «Finanztransaktionssteuer» oder einer der UNO angegliederten «ethischen Tafelrunde». Das sind alles sinnvolle Ideen – wie sie umgesetzt werden können, wird leider nicht ersichtlich. Harald Lemke ist zwar ein guter Kenner der marxistischen Theorien und der ökonomischen Literatur. Mir fehlt aber im Buch eine tiefere Analyse der Folgen, die eine Übernahme der industriellen Logik in der Land- und Ernährungswirtschaft mit sich bringt. Das Gleiche gilt für die Supermarktlogik. Wie wirken diese Entwicklungen auf die Bäuerinnen und Bauern bzw. auf ihre Arbeit zurück? Obschon Lemke die Lohnabhängigkeit kritisiert, kommt sein Subsistenzansatz nie so richtig zum Zug. **Obwohl er eine Politik von unten beschreibt, scheint doch alles letztlich übers Geld zu laufen.** Warum traut er der nicht geldvermittelten Subsistenzökonomie nicht mehr zu? Steht ihm da allenfalls doch sein marxistischer Ansatz im Wege?



Das Buch ist streckenweise wie ein wenig begründetes Plädoyer geschrieben. Manches wird einfach behauptet, und offensichtliche Konflikte werden nicht angesprochen oder diskutiert. Hier bräuchte es mehr Bodenhaftung. Bei aller Kritik ist «Politik des Essens» dennoch sehr zu empfehlen, denn es bietet einen wichtigen Beitrag zu einer philosophischen Diskussion und bezieht klar Stellung für eine Landwirtschaft, die den Bäuerinnen und Bauern, und letztlich allen Essenden, zugutekommt. Und es sensibilisiert uns dafür, dass Essen nicht einfach eine private Angelegenheit ist, sondern weitreichende soziale und wirtschaftliche Aspekte hat und durchaus politisch zu verstehen ist. ●

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 67. Jahrgang

Vierteljahrszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Die Geschäftsstelle des Bioforums hat gewechselt

Neu: Daniela Weber
Im Obstgarten 7, 8479 Altikon
Telefon 079 380 31 14
Fax 044 302 89 20
daniela.weber@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Markus Schär, Wendy Peter, Nikola Patzel, Werner Scheidegger
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:
Claudia Capaul, Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter, Markus Schär, Werner Scheidegger, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:
Telefon 079 380 31 14 (Geschäftsstelle),
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:
Sfr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:
40 Euro

Layout und Druck:
Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 1/13:
15. Februar 2013

Für aktuelle Infos:
www.bioforumschweiz.ch

Bäuerliches Erfahrungswissen ist wesentlich für die Zukunft!

Die «Landwirtschaft von morgen» braucht das bäuerliche Erfahrungswissen von früher und heute. Alte Bauern und Bäuerinnen, die subsistenzwirtschaftliche Techniken beherrschen, sind wichtige TrägerInnen von bewährtem und im passenden Kontext wichtigem Wissen, das es in die Zukunft hinüberzuretten und weiterzuentwickeln gilt – damit der rote Faden der bäuerlichen Kultur weiterleben kann.

Markus Lanfranchi. «Mir fehlen die Alten, das Land ist so leer, die sitzen wohl alle im Altenheim oder vor dem Fernseher», klagte neulich Pietro, einer meiner Verpächter, als wir einander beim Kastaniensammeln begegneten und zu einem Schwätzchen innehielten. Dass der Mann so um die achtzig Jahre alt ist, darf hier nicht unerwähnt bleiben. In mir blieb diese Aussage haften und löste Erinnerungen daran aus, wie wir als Grossfamilie auf der Alp meiner Grosseltern weilten. Grossvater mit seinem strengen Blick, Grossmutter ständig beschäftigt. Tanten, Onkel, Hirten, Cousins zweiten und dritten Grades – alle waren zugegen. In Erinnerung blieb mir auch ein Gefühl, welches Geborgenheit und Zugehörigkeit auslöste. Ja, auch mir fehlen heute die Alten. Und ja, auf dem Land sind im Vergleich zu damals wirklich nur noch wenige Menschen anzutreffen.

Als «Sortenfinder» für *Pro Specie Rara* traf ich in den letzten zwanzig Jahren zahlreiche dieser Alten, die ihr ganzes Leben lang Subsistenzwirtschaft betrieben haben, und die die Letzten waren, die bestimmte alte Sorten noch anpflanzten. Vielfach stellte ich bei den Alten eine gewisse Scheu fest, über die traditionellen Sorten und deren Anbau Auskunft zu geben – werden doch heute grössere und schönere Feldfrüchte angeboten, die schneller wachsen. Was soll da der alte Kram? Kaum aber hatte man ihr Vertrauern gewonnen, sprudelte es selbst aus den sprödesten dieser Bauern heraus, und sie erzählten stundenlang und bis ins kleinste Detail von ihren bäuerlichen Erfahrungen, oder gar von denen ihrer Vorväter. **Unzählige Alte haben mir im Lauf der Zeit ihre Geschichten erzählt, beinahe alle handeln sie von Entbehrungen und harten Zeiten, von unverrückbaren Hierarchien, welchen man komplett ausgeliefert war; aber eben auch von Gemeinschaft und Zugehörigkeit.** All diese Geschichten sind Fasern im Garn einer jahrhundertealten bäuerlichen Wissensgesellschaft.



Da waren diese drei Schwestern zuhinterst im Pecciatal, die mir eine halbe Streichholzsachtel mit Roggensamen übergaben – mit samt ihrer Geschichte dazu. Sie nutzten den Roggen nicht nur für die Getreideproduktion, sondern flochten aus dem sehr reissfesten Stroh auch Seile. Oder der Buschmann aus der Kalahariwüste, der mir erklärte, wie er mit dem Honig seiner Bienenstöcke, die entlang seiner Wanderoute als Ziegenhirte aufgestellt waren, das Fleisch der an Ort und Stelle geschlachteten Tiere konserviert. Selbst bei hohen Temperaturen konserviert der Honig das Fleisch tage- bis wochenlang. Seit ich diese Methode gelernt habe, konserviere ich Dauerfleischwaren mit Honig statt mit Nitrit. Ein anderer meiner Lehrmeister war Enzo, ein Bonsai-Bauer. Er hat mich gelehrt, den Ast eines Baumes so «abzumoosen» (den Ast im feucht gehaltenen Moos Wurzeln schlagen lassen), dass man diesen ein Jahr später vom Mutterbaum abtrennen und pflanzen kann. Auch Franco, ein sehr geschickter Handwerker, teilte unzählige Wissensschätze mit mir: Wie man aus welchen frischen Hölzern zu welcher Jahreszeit Arbeitsgeräte, z. B. Heurechen, herstellen kann. Oder wie man mit ein-

fachsten Mitteln ein Schwein schlachten, zerlegen und in seine eigenen Gedärme packen kann. Und wie man Trockensteinmauern baut oder repariert. All dies konnte ich im Lauf meiner landwirtschaftlichen Tätigkeit ausprobieren. Einiges habe ich meinen Bedürfnissen und Fähigkeiten angepasst. **Der gemeinsame Nenner dieser überlieferten Techniken ist die Vermeidung von Verschwendung jeglicher Art. Bis vor ein paar Jahrzehnten war auch bei uns die Landwirtschaft darauf ausgerichtet, dass die aufgewendete Energie unter Einbezug der natürlichen Lebensprozesse ein Mehrfaches an Kalorien auf den Tisch brachte.** Heute hat sich das Verhältnis umgekehrt: Die moderne Landwirtschaft, leider auch die biologische, verbraucht mehr Energie, als sie in Form von Lebensmitteln erzeugt. Das kann auf Dauer nicht gut gehen.

Was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht. Was aber sicher ist: Mit dem Aufwand, der heute betrieben wird, um Agrargüter für die Industrie zu produzieren, räumen wir unsere Erde zusehends leer. Dieser Entwicklung wollen wir mit dem Projekt *Farmerswiki* etwas entgegensetzen. **Unser Ansatz besteht darin, bäuerliches Erfahrungswissen in die heutige Zeit zu «retten». Wir erhoffen uns davon Inspirationen und praktischen Nutzen für die «Landwirtschaft von morgen», die bäuerlich und nicht industriell sein soll.** Nachdem namhafte Kreise wie der Bauernverband und das Forschungsinstitut für biologischen Landbau dem Projekt *Farmerswiki* ihre ideelle und finanzielle Unterstützung zugesagt haben, können wir nun damit beginnen, auf breiter Basis bäuerliches Erfahrungswissen zusammenzutragen, dieses zu prüfen und schliesslich mit der *Farmerswiki*-Website einer breiten Leserschaft zugänglich zu machen.

Alle Interessierten sind herzlich dazu eingeladen, sich an *Farmerswiki* zu beteiligen. Am kommenden Mösberg Gespräch bietet sich eine erste Möglichkeit dazu. ●

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

HiPP

Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.

Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion



CO₂-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter www.hipp.ch

19. Möschi-Gespräch, 4./5. Februar 2013

Bäuerliches Erfahrungswissen – anknüpfen, austauschen, weitertragen

Mit der Industrialisierung der landwirtschaftlichen Tätigkeit erodiert mit besorgniserregender Geschwindigkeit frei anwendbares bäuerliches Erfahrungswissen. Dieses zum Teil über Generationen akkumulierte Wissen ist aber ein unschätzbare Wert zur Sicherung einer zukunftsfähigen Landwirtschaft. Es umfasst u. a. bäuerliche Techniken mit geringem oder ohne Aufwand an fossiler Energie, die sich die Lebensprozesse in der Natur zunutze machen. Wir erachten es als notwendig, das heute noch bestehende bäuerliche Erfahrungswissen wahrzunehmen, sorgfältig zu sammeln und allen frei zugänglich zu machen.

Das Möschi-Gespräch 2013 steht ganz im Zeichen des bäuerlichen Erfahrungswissens und seiner Würdigung, u. a. mit dem Projekt *Farmerswiki*, das auf Initiative des Bioforums Schweiz zusammen mit Agrarhistorikern, dem FiBL, dem Delinat Institut und der Bio Schwand ins Leben gerufen und vom Bauernverband sowie vom BLW unterstützt wird.

Programm

Am Montag, 4. Februar, werden wir das Thema mithilfe von Referaten diskutieren:

Veronika Bennholdt-Thomsen, Ethnologin und Soziologin, Leiterin des Instituts für Theorie und Praxis der Subsistenz in Bielefeld: *Zur Bedeutung bäuerlichen Erfahrungswissens für die Subsistenzwirtschaft*.

Weiter wurde **Dr. Stephan Rist**, Erforscher bäuerlicher Nachhaltigkeit von der Uni Bern, für einen Beitrag angefragt.

Am Dienstag, 5. Februar, werden angehende Bauern und Bäuerinnen die anwesenden «alten Weisen» anhand von **qualitativen Interviews**

zu ihrem Erfahrungswissen befragen. Nebst der Wissensdokumentation sollen dabei auch die Befragungsmethoden eingeübt werden. Wir wollen erste Erfahrungswerte für künftige, breit angelegte Interviews mit WissensträgerInnen sammeln. Die Ergebnisse sollen zusammengetragen und mithilfe eines Netzwerkes von ProjektmitarbeiterInnen über eine leicht bedienbare Wikipedia-Maske aufs Internet geladen werden. Damit werden die bäuerlichen Wissensschätze einem breiten Publikum leicht zugänglich gemacht, und möglichst viele Interessierte können sich an der Wissenssammlung und -vermittlung beteiligen.

Wir möchten mit dem Möschi-Gespräch 2013 speziell Menschen ansprechen, die ein Interesse an bäuerlichem Erfahrungswissen haben, oder sich solches im Laufe ihres Lebens angeeignet haben und dieses mit der jungen Generation teilen möchten.

Kosten

- Tagung Möschi Fr. 130.–, Mitglieder Bioforum Fr. 110.–
- Verpflegung (drei Hauptmahlzeiten) und Unterkunft im DZ Fr. 179.–; Zuschlag EZ Fr. 30.–, inkl. Pausengetränke, Gipfeli usw.
- Verpflegung (zwei Hauptmahlzeiten) ohne Übernachtung/Abendessen/Frühstück Fr. 110.– inkl. Pausengetränke, Gipfeli usw.

Anmeldung

Bis spätestens 21. Januar 2013 an:

Daniela Weber
Geschäftsstelle Bioforum Schweiz
Im Obstgarten 7, 8479 Altikon
E-Mail: daniela.weber@bioforumschweiz.ch
Telefon: 079 380 31 14
Fax: 044 302 89 20

Ich/wir abonniere/n «Kultur und Politik» und werden damit automatisch auch Mitglied des Bioforums Schweiz

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
- als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
- als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:

Bioforum Schweiz, Daniela Weber, Im Obstgarten 7, 8479 Altikon